30. Jahrgang. 20. August 1914. Heft 47.

Kriegs-Ausgabe

Reclams Universum

Mit der Unterhaltungsbeilage
◆ Roman-Bibliothek ◆

Preis 35 Pfennig.

Bezugspreis ohne Zustellungsgebühr
bei Vorauszahlung vierteljährl. 4 Mk.

Gute billige Bücher

Dieser genial erfundene Verkaufsapparat für Reclam-Bücher stellt einen Schaukasten dar, aus dem der Käufer die ihm zusagenden Werke selbst und unbeeinflusst wählen kann. Stets liegen 12 verschiedene Bände der Universal-Bibliothek zur Auswahl bereit.

Jeder Band 20 Pfennig

Jedes Buch ist mit einem Streifbande versehen, auf dem kurz der Inhalt erläutert oder eine Charakteristik des Autors gegeben wird. Die Auswahl wechselt fortgesetzt, da bei jedesmaligem Verkaufe der vorderste Band von einem der zwölf Stapel fällt. So bietet dieser stumme Buchhändler jedem Bücherfreund die ihm zusagende Lektüre auf bequemste Weise.

Aus den Schätzen der Universal-Bibliothek sind in dem Automaten die interessantesten, literarisch wertvollsten Romane, Novellen und Erzählungen zu finden. Eine Auswahl von über 400 Werken deutscher und ausländischer Autoren wechselt in der Auslage ab.

Jeder Band 20 Pfennig

Jedem Automatenbande liegt ein Formular bei, das zur Teilnahme an einem Wettbewerb berechtigt. Für die besten Einsendungen zu diesem Preisausschreiben hat die Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun. in Leipzig in jedem Monat 100 bis 150 wertvolle Bücherprämien ausgesetzt. Alles Nähere geht aus dem erwähnten Formular hervor.

in den auf 1600 deutschen Bahnhöfen aufgestellten

Reclam-Bücher-Automaten

An unsere Leser.

Unser Vaterland ist rings von Feinden umgeben, und wie ein Mann hat sich in felsenfestem Vertrauen auf seine Führer und die gerechte Sache das deutsche Volk gegen alle die Neider seiner Größe erhoben. Eine eiserne Zeit ist über Deutschland hereingebrochen, und diese Zeit erheischt andere Pflichten, als Tage des Friedens sie fordern. Andere Pflichten auch von der Presse und ganz besonders von der illustrierten Presse.

Wir glauben der Zustimmung unseres Leserkreises gewiß sein zu können, wenn wir bei der Verteilung des Inhalts unserer Zeitschrift fortan das Schwergewicht auf die großen Ereignisse legen, die sich im Osten, im Westen und Norden unseres Vaterlandes abspielen, wenn wir in Wort und Bild die kampfesmutigen deutschen Heere auf ihrem schweren, aber unaufhaltsamen Vormarsch begleiten und den rein unterhaltenden Inhalt unserer Hefte zugunsten des aktuellen Teils auf ein Mindestmaß reduzieren. Eine große Anzahl von Kriegsberichterstattern, Zeichnern und Photographen hat sich bereitwillig in den Dienst unserer Redaktion gestellt, so daß wir schnell und zuverlässig die Leser von Reclams Universum über die Vorgänge auf den Kriegsschauplätzen, über besetzte Ortschaften, genommene Festungen usw. informieren können, soweit dies ohne Gefährdung der Interessen unserer Heeresleitung und also des Vaterlandes sich durchführen läßt. Niemals werden wir uns durch Sensationslust verleiten lassen, Artikel und Bilder zu veröffentlichen, aus denen direkt oder indirekt Feinde Gewinn ziehen könnten.

Der Anzeigenteil von Reclams Universum wird in der nächsten Zeit entweder ganz ausfallen oder nur auf wenige Seiten beschränkt bleiben, da der Verlag von Philipp Reclam jun. den Wünschen der Inserenten auf Sistierung ihrer Anzeigen während der drückenden Kriegszeit mit größter Bereitwilligkeit entgegengekommen ist. Wenn also die Hefte unserer Zeitschrift infolge dieses Ausfalls in nächster Zeit im allgemeinen einen geringeren Umfang aufweisen werden, so bitten wir auch dieses als eine notwendige Folge des Kriegs mit in Kauf zu nehmen.

Redaktion und Verlag von Reclams Universum.

Reclams Universum

30. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis zu Heft 47:

20. Aug. 1914

Illustrierte Weltrundschau:

Der Weltkrieg.

Aufsätze und Rundschauen: Seite

Das Lied vom Eisen. Von Pfarrer Rudolf Mühlhausen, Leipzig 379

Der wirtschaftliche Kriegszustand. Von Dr. Hermann Zickert-Senzig . . . 382

Die indische Aufstandsbewegung. Von Dr. Hugo Grothe 388

Der Weltkrieg. Von Generalmajor z. D. Loebell 391

Die Chronik des Weltkriegs 393

Kriegsbilder:

Die Stadt Mülhausen im Oberelsaß . . . 379

Markirch im Elsaß 380

Gesamtansicht von Lüttich 381

Die russische Grenzstadt Kalisch 382

Der Krieg in den Lüften 383

Feldgottesdienst im Schloßhof zu Weimar 384. 385

Der Hetzer Wetterlé 386

Feldoberpostmeister Domizlaff 386

Die deutsche Feldpost 386

Russische Kriegsbilder 387

Belgische Artillerie vor dem Brüsseler Schloß 388

Das Russenlager in Döberitz 388

Eine russische Grenzkaserne 389

Französische Brückenwache bei Paris . . 389

Die russische Prinzessin Jurjewsky 390

Die demolierte deutsche Gesandtschaft in Petersburg 390

Die ersten russischen Gefangenen in Königsberg i. Pr. 391

Französische und englische Infanterie . . . 392

Der schweizerische Generalstabschef 392

Ein österreichisch-ungarischer Feldprediger 393

Daressalam, die Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas 393

°○°

Durch! Nach einem Gemälde von A. von Roeßler. (Kunstbeilage.)

Das Wetterkreuz. (Illustration) 1137

Seite

Ueber die Höhe. Roman von C. v. Schimmelpfennig. (Fortsetzung) 1137

Kirchgang. Nach einer Aufnahme von Rich. Wörsching. (Illustration) 1141

Bismarck und Moltke über den Krieg 1144

Miniaturbildnisse. Von Hans Marshall 1144

F. H. Füger: Bildnis der Prinzessin Elisabeth Wilhelmine Luise (farbig). — K. J. A. Agricola: Mutter, Frau und Kind des Künstlers (farbig) 1145

Henry Bone: Herzogin von Portsmouth (farbig). — F. G. Waldmüller: Gattin und Kinder des Künstlers (farbig). — P. A. Hall: Die Malerin (farbig) . . 1146

Ch. Hornemann: Selbstbildnis (farbig). — J. B. J. Augustin: Junge Frau am Klavier (farbig). — J. Guérin: General Kléber (farbig). — Adermann: Admiral Ulrik Christian Gyldenlöve (farbig) . . 1147

Huet: Schäferszene (farbig). — J. Grassi: Henriette Freiin v. Pereira-Arnstein (farbig) 1148

Erinnerungen. Von Fritz Müller 1149

Russisches Geschwader. Nach einer Originalzeichnung von C. Schön. (Illustration) . 1151

Ein tapferes Reiterstück. Nach einer Originalzeichnung von A. Grimm. (Illustr.) 1152

Das Rote Kreuz in Krieg und Frieden. Von Major a. D. v. Strantz. Mit fünf Illustrationen 1153

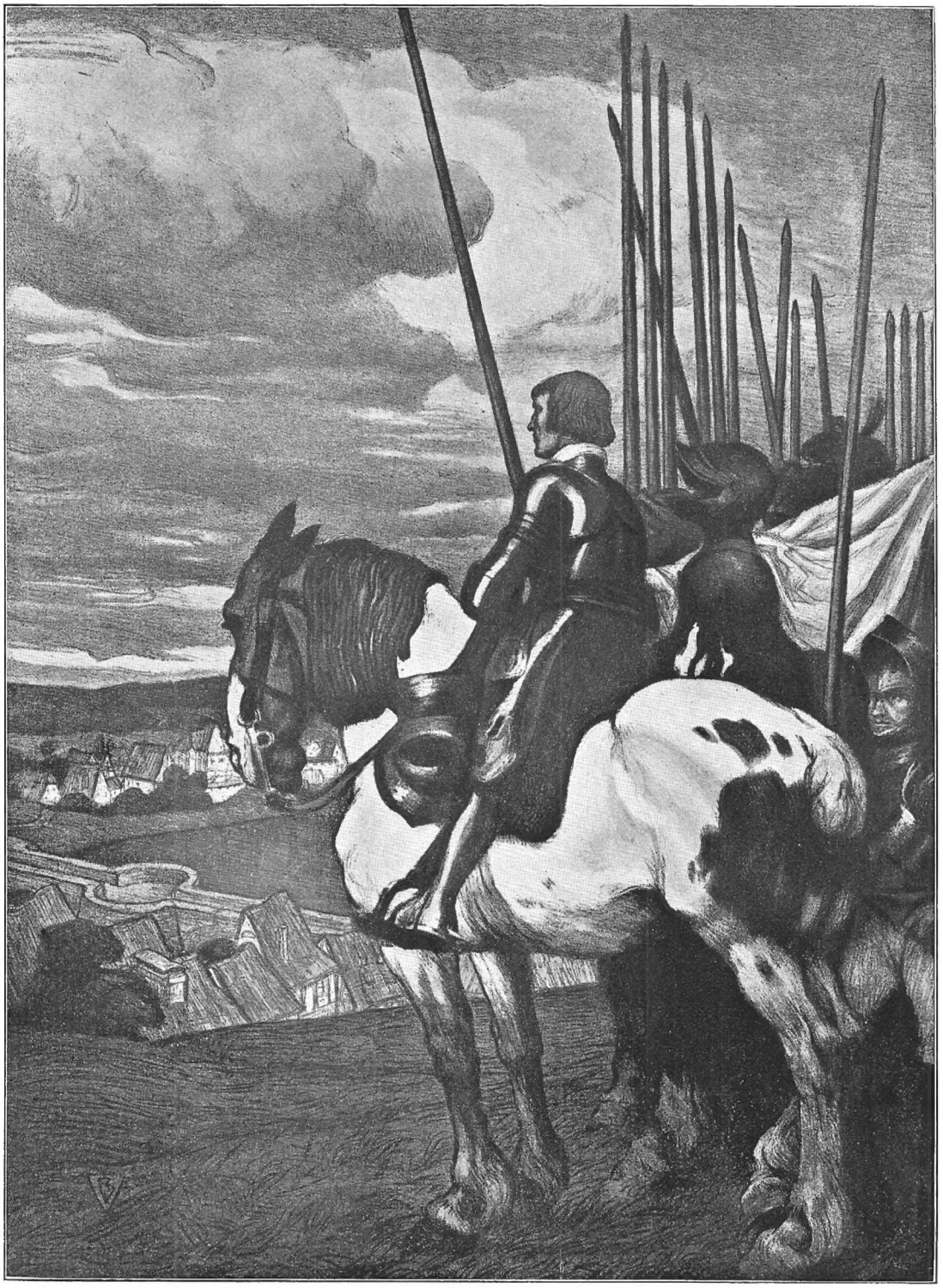
Transport eines Verwundeten. — Das Rote Kreuz in der Marine 1154

Krankenpfleger in ihren neuen Uniformen und ihrer neuen Ausrüstung. — Eine feldmarschmäßig ausgerüstete Sanitätskolonne vom Roten Kreuz. — Ein Krankenwagen der Sanitätskolonne vom Roten Kreuz 1155

°○°

Romanbeilage.

Westfalenblut. Roman von E. Bely. (21. Liefer.)



Mit Genehmigung von R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Größe des Originals 75 × 55 cm.

Eiserne Wehr.

Nach der farbigen Künstlersteinzeichnung von Prof. Angelo Jank in München.

REGTAM'S UNIVERSUM LEIPZIG

RECLAMS UNIVERSUM
Weltrundschau

Der Nachdruck aus Reclams Universum ist verboten. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für unverlangte Einsendungen übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Das Lied vom Eisen.

Von Pfarrer Rudolf Mühlhausen, Leipzig.

„Das ist unser Glaube, das ist unser Bekenntnis: die deutsche Seele lebt. Da liegt das Geheimnis unserer nationalen Zukunftsfreude: Deutschland wankt nicht zu Grabe — weh den Verzagten, die also klagen, sie glauben nicht! Deutschland schreitet aus dem Kindesalter in seine hochgemuten Jünglingstage hinüber. Laßt uns nur glauben an seine innere Lebenskraft, Brüder, und in solchem sonnenhaften Glauben die deutsche Zukunft heraufbeschwören.“ Als ich zur Jahrhundertfeier der Schlacht bei Leipzig dies Glaubensbekenntnis im Namen der Besten des Volkes aussprach, konnte ich nicht ahnen, wie bald in der Schmiede des Schicksals die deutsche Zukunft zwischen Ambos und Hammer dröhnend geformt werden sollte. Das Feuer sahen wir lange schon und sahen, wie aus allen vier Winden Haß, Neid, Bosheit, Niedertracht mit vollen Backen in die Flammen bliesen. Nun hat das Schicksal den Riesenarm gehoben und läßt ihn niedersausen zu donnerndem Schlag, daß der Ambos zittert und die Funken hoch aufspritzen. Du Macht, die keiner versteht, aber jeder fühlt, schlag zu, und du wirst merken, das Metall, das du triffst, ist nicht im Rost vertrocknet und zermürbt, in Staub verfliegend unterm Hammerschlag — ’s ist Eisen, was du triffst, härter als Granit, aber in der Glut zu schönsten und gewaltigsten Formen bildungsfähig. Schlag zu und schone nicht — wir glauben an Deutschland, an seine Zukunft. Wir sind überzeugt: es fand und findet die eiserne Zeit ein eisernes Volk. Wohlan, mein Deutschland, magst’s dir gefallen lassen, daß einer, des Kehle sich sonst in anderen Sängen übt, heuer ein trutziges Sturmlied dir singt, den deutschen Choral, den die Donnerorgel der Schlachten begleitet: Das Lied vom Eisen!

Ihr Brüder draußen an deutschen Grenzen, ihr sangt, als

Die Stadt Mülhausen im Oberelsaß, der Schauplatz des ersten deutsch-französischen Zusammenstoßes, durch den ein französisches Armeekorps und eine Division von ihrem Stützpunkt Belfort nach der Schweiz abgedrängt wurden. Phot. Dr Trentler & Co.

Die Stadt Markirch in Elsaß-Lothringen, Kreis Rappoltsweiler, die sofort nach der Kriegserklärung von den längst vorbereiteten französischen Truppen überrumpelt und nebst einigen kleineren Plätzen vorübergehend besetzt wurde. Markirch zählt 12000 Einwohner; die Franzosen sind bekanntlich längst wieder über die Grenze zurückgeworfen. Phot. Dr. Trenkler & Co.

ihr auszogt, von dem Gott, der Eisen wachsen ließ und keine Knechte wollte. Seid selber wie gewachsenes Eisen, Mann für Mann, hart in Entbehrung und stark in Taten, in Wahrheit eine dicht geschlossene schimmernde Wehr, schimmernd nicht im prahlenden Golde pomphafter Rüstung, schimmernd schlichtdüster wie Stahlglanz, auf dem die Mittagssonne liegt. Wie die verkörperte unheimliche Kraft mögt ihr dastehen, im Schweigen dem Feinde furchtbar drohend: Wehe, wer uns zu nahe kommt, er wird im Zorne zerschmettert! — Aber Kameraden, seid nicht minder eisern in selbstbeherrschender Kraft. Wenn wir von euch hören müßten, was wir von anderen Heeren mit Scham und Schauder vernehmen, euere Siege könnten uns nicht erfreuen, euer Ruhm wäre verpestet, und kehrtet ihr wieder, wir müßten uns von euch abwenden: ihr wärt ja nicht Sieger, sondern Besiegte, Sklaven des ruchlos Gemeinen. Wir verstehen Ingrimm und Leidenschaft, verstehen sogar den Rachedurst angesichts der erbärmlichen Greueltaten, die vor euch sich abspielen — wer sollte da nicht mit den Zähnen knirschen! Aber werdet im Zorne nicht auch erbärmlich, setzt nicht die Bestie der Bestie entgegen: bleibt Menschen auch im Schrecken des Kriegs, bleibt Deutsche! Das fremde Weib sei dir heilig und unantastbar, solang' es nicht selbst zum unweiblichen Strauchräuber wird. Denke, was du dem Wicht tun würdest, der deines Weibes Leben oder Ehre anzurühren sich erfrechte. Nicht mit der Waffe — die wäre zu schade —, mit der Faust würdest du ihn zusammenhauen. Denke daran, so schwer es im Drange der Not auch sein mag. Wie auch die Würfel fallen, es sollen einmal, wenn die Schlachten schweigen, die welschen Frauen zu deutschen Weibern sagen: „Euch muß man beneiden um solche Männer!"

Das Lied vom Eisen, auch denen sei es gesungen, die am heimischen Herde bleiben in friedlich schaffendem Wirken und Tun. Volk, sei eisern im Trotz der Geschlossenheit. Die Not hat dich zur Einheit zusammengeschmiedet mit einem Schlag, und dieser Schlag hat in fremden Landen tausend hämische Hoffnungen zertrümmert. Man hatte den Zwist unserer Parteien hoch in Rechnung gestellt — böse Trugschlüsse vom eigenen Volk auf deutsches Volk. Es gibt hier keine Parteien mehr, sobald das Vaterland in Gefahr ist, es gibt nur Brüder, der vielfache Wille der Stände und Berufe und Schichten und Parteien wird ein Wille. Deutsches Volk, was die Not geschmiedet, brich es nicht wieder auseinander mit dem Meißel des Sondergeistes, ich beschwöre dich! Wenn heuer eine Fabrik, die Arbeiter sucht, die Sozialisten abweist, das ist schmählich und ein Hohn auf das kaiserliche Wort von der Bruderschaft, ist ein schlechter Dank für die Treue, die sie in schwerer Stunde bewiesen. Aber das sind nur Einzelerscheinungen, so hoffen wir. Was die Not zusammengehämmert hat, das soll verbunden bleiben in eiserner Geschlossenheit.

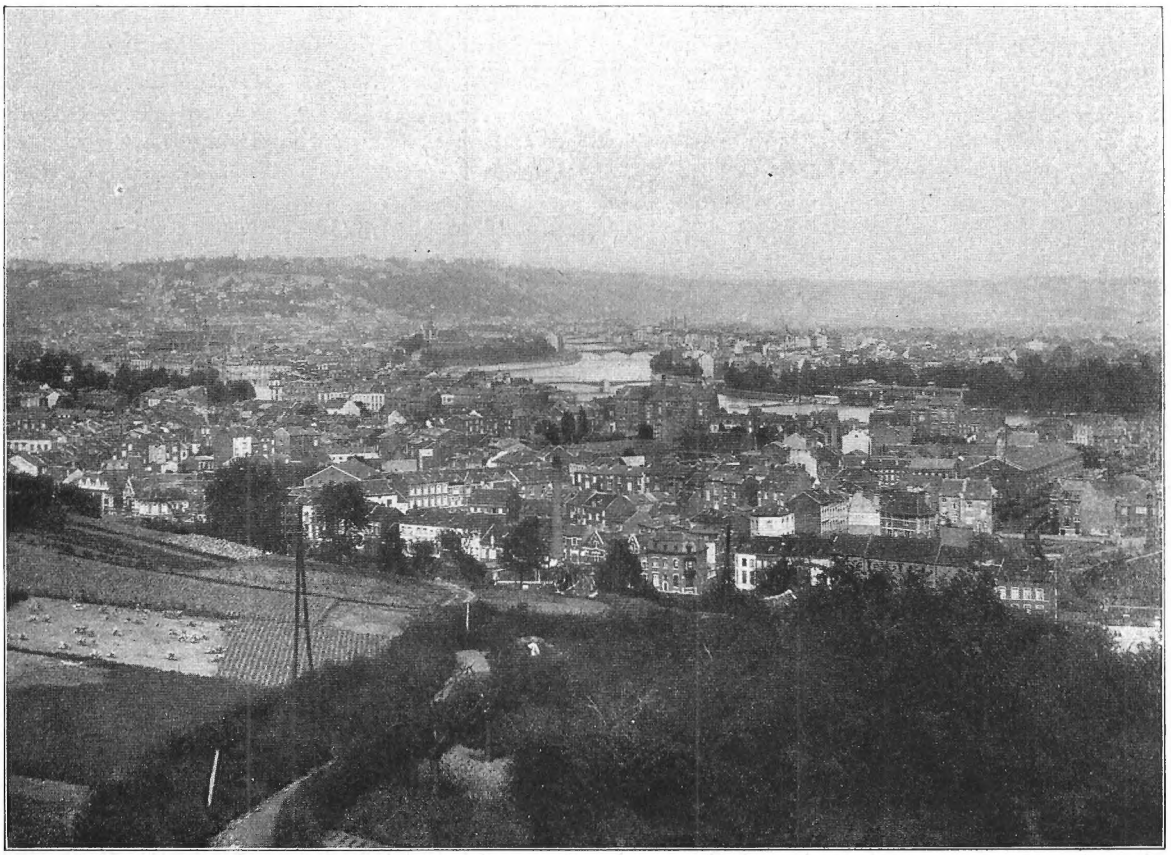
Sei eisern, mein Volk, in deiner Lebenshaltung, oder so will ich sagen: Bleibe so eisern, wie du bist. Schlichte Kraft schmückt heuer dich besser als goldener Zierat. Deutsche Jungens, wie seid ihr so schön geworden im Nu! Es war viel weibisches, weichliches, albernes, undeutsches Wesen an euch, viel saftloses, kraftloses Gebaren, blödes Geckentum, müde Blasiertheit. Wir haben manchmal die Faust geballt im Zorn wider diese schleichenden Gestalten ohne Knochen und Mark, die sich mit allerlei glitzerndem Firlefanz behängten. Euch war die Not ein Stahlbad, aus dem ihr so gesund emporsteigt, daß man euch nicht wiederkennt: da ist alles Trotz und Wille und sehnige Kraft. Es wiederholt sich das Erlebnis, das ein Lützower vor hundert Jahren trefflich schildert: „Welche innere Umwandlung des ganzen Menschen hat dieser Auszug für Freiheit und Vaterland in allen bewirkt! Du würdest sie kaum wiedererkennen, diese alten Renommisten aus Jena und Halle, die sonst ihren Ruhm darein setzten, soundso viele Kannen Bier auszutrinken, soundso vielmal sich geschlagen, soundso vielmal dem Rektor die Fenster eingeworfen zu haben. Sie stehen jetzt in Reih und

Glied, parieren auf das Kommando, und unser ganzes Dasein hat eine Weihe erhalten, von der wir vordem keine Ahnung hatten.“ — So ist's bei den Heeren, so ist's in der Heimat. Was sind uns jetzt Tingeltangel und Operetten, was Schmuck und Tand, was Genuß und satte Behaglichkeit? — Worte, die aus einer versunkenen Welt fremdtönend zu uns heraufklingen. Auf der Bühne lassen wir Schiller und Kleist zu uns sprechen. Gold wird Eisen. Genuß wird Opfer. Es ist doch gut, daß der Krieg das Innenleben unseres Volkes einmal von Grund aus umwühlt: das Heilige, Große, Schöne, Edle kommt obenauf und die Talmikultur versinkt. Es ist doch etwas Wahres an dem Wort von Jean Paul: Der Krieg ist die stärkende Eisenkur der Menschheit. Gott gebe nur, daß auch ein sieghaft endender Krieg in diesem Sinne auf unser Volk wirkt!

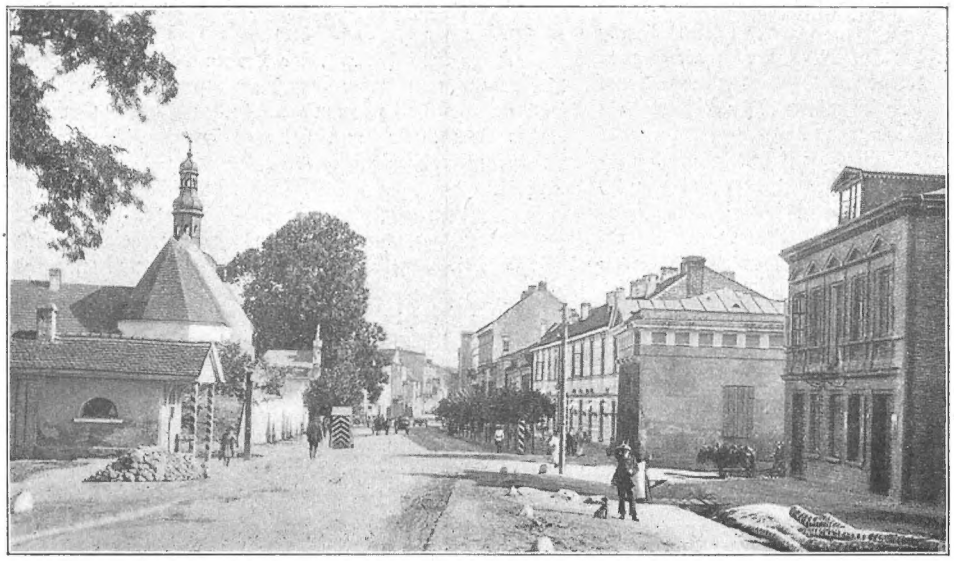
Deutschland, sei eisern in der Kraft des Ausharrens! Jetzt trägt uns der Fittich der Begeisterung über alles Bangen und Zagen hinweg, die hoffende, glaubende deutsche Seele steht in hellen, lichten Flammen. Daß ja nicht dieses Sturmfeuer jäh in sich zusammensinkt, wenn die Kunde uns trifft von mißlungenen Plänen, von geschlagenen Heeren! Es ist seit alters der Ruhm und die Stärke des Germanentums, die innere Höhenspannung auch in Enttäuschungen bewahren zu können. Wir Enkel wollen diesen Ruhm nicht zuschanden werden lassen. Alle Niedergeschlagenheit werde niedergeschlagen durch ein kräftiges „Nun erst recht!“ Die Kraft zu solchem Trotz kommt uns aus den Tiefen eines reinen Gewissens, aus dem Glauben an den Wert unserer guten Sache. Es ist doch ein altes Erfahrungsgesetz, daß nur das Kleine, Unbedeutende von heute auf morgen durchgesetzt werden kann. Weltenwenden werden nicht aus dem Ärmel geschüttelt, die vollziehen sich nie ohne Rückschläge und schmerzliche Opfer. Sie müssen ertragen werden mit eiserner Geduld, solange wir nur die Überzeugung haben: unsere Heere tun ihre Schuldigkeit. Und ein Bube, wer daran zu zweifeln wagt! Durchhalten — das ist hier die Losung!

Seid eisern! Hört es, ihr Frauen und Bräute! Weibliche Schönheit in solcher Zeit ist ein eigenes Ding. Was wir sonst an euch lieben, ist die weiche, schmiegsame Art eures ganzen Seins, wir lieben sie, weil sie uns Männern fremd ist. Heuer muß auch eure Seele wie Eisen tönen, wenn das Schicksal hart daran schlägt, sonst wird sie erschlagen. Die Lützower hatten einst einen braven Kameraden, der, als ihm eine Kanonenkugel den Schenkel zerschmetterte, im Niedersinken seine Litewka aufriß und seinem Offizier sterbend zurief: „Leutnant, ich bin ein Mädchen!“ Das war des Unteroffiziers Töchterlein Eleonore Prochaska. Auch das Weib wird Löwe in harter Zeit. Wohl ihm, wenn es nur nicht zur Hyäne wird wie die Weiber in Belgien! — Löwenmut, eiserne Gehaltenheit der Seele, deutsches Weib, die sind dir not. Tränen, die du nicht meistern kannst, magst du vor anderen doch verbergen. Die roten Lippen, die noch brennen vom letzten, heißen Kuß — mußt sie aufeinanderpressen — die Zähne zusammenbeißen, daß kein Seufzer, kein Schrei aus verschwiegenen Tiefen ausbrechen kann. So muß ein Weib am anderen emporwachsen, und kommt das Schicksal, das letzte, das schwerste, des Liebsten Tod auf dröhnender Walstatt, die deutsche Frau findet durch Wehmut und Not sich hinauf zu dem stolzen Bekenntnis: „Nun weiß ich, daß ich einen Mann in meinen Armen hielt, und nun er fiel, beneid' ich keine, die an eines Schranzen Seite geht. Lieber ein toter Mann als ein lebendiger Troddel!“ — Das sind Klänge von Erz und Eisen.

Seid eisern! Hört es, ihr Väter und Mütter! Käme dein Sohn als Feigling heim, Vater — bei Gott, er wäre dein Sohn nicht mehr. Und eine deutsche Mutter, deren Schoß eine Memme gebar, würde sich selber verabscheuen und verfluchen.



Gesamtansicht der belgischen Festung Lüttich, deren Einnahme durch die deutschen Truppen eine der glänzendsten Waffentaten bildet. Phot. Dr. Trenkler & Co.



Russische Grenzwache in Kalisch vor der Einnahme der Stadt durch die deutschen Truppen.

Heimat, dann zieht er als Ehrenbote in Walhall ein, den Ahnengeistern zu künden die Heldentaten der Enkel. Vater und Mutter, dein Sohn der Herold deutscher Größe und deutscher Siege im Reiche der Geister — so habt ihr ihn lieber, als wenn er heimkehrte mit schmählicher Wunde auf dem Rücken!

Deutschland, so soll man dich sehen in eiserner Zeit, trutzig und stark zu Taten und groß im Leiden wie das Deutschland, das vor hundert Jahren seine Gegner bezwang und seine Freiheit erkämpfte. Mein deutsches Volk, von allen Liedern und Weisen, die Marken und Gaue durchklingen, soll man heuer am liebsten singen — Das Lied vom Eisen!

Nicht weinen also, nicht jammern — eisern sein! Kehrt er heim, dann wird euch sein, als sei euch der liebe Junge noch einmal geboren. Und tragen ihn die Walküren in die andere

Der wirtschaftliche Kriegszustand.

Von Dr. Hermann Zickert-Senzig.

Mit einem wuchtigen Schlag hat der Kriegsgott bei seinem Erwachen das mühsam errichtete Wirtschaftsgebäude zerschlagen. Der gesamte Kreditverkehr ist aus seinen regelmäßigen Bahnen gerissen worden. Auch der kleinste Geschäftsmann, auch der ärmste Arbeiter, jeder Beamte mit festem Gehalt spürt am eigenen Leibe die wirtschaftlichen Folgen des Weltkrieges. Die Verheerungen eines Krieges im Geschäftsleben und im Zahlungsverkehr sind noch niemals so ungeheuer gewesen wie diesmal, konnten es auch nicht sein, weil noch niemals ein so gewaltiger Krieg ausgefochten worden ist, weil noch niemals ein Krieg über ein so großes, so ausgebildetes Wirtschaftssystem hereingebrochen ist. Der wirtschaftliche Kriegszustand war schon einige Tage erklärt, bevor Ende Juli für Deutschland der militärische Kriegszustand verkündet worden war. Das Herz des wirtschaftlichen Verkehrs, die Börsen, hatte aufgehört, regelmäßig zu schlagen, regelmäßig das Geld und den Kredit in die wirtschaftlichen Adern der Welt zu treiben und daraus an sich zu saugen. Als der österreichische Thronfolger mit seiner Gattin in der bosnischen Hauptstadt ermordet worden war, hatten die Börsen dieses Ereignis nur oberflächlich verzeichnet. Niemand ahnte, welcher Brand entstehen sollte. Allmählich jedoch begann das Börsengebäude zunächst in Wien zu zittern. Die unruhige Stimmung übertrug sich sehr schnell auf die Berliner Börse, und man begann zu flüstern, daß die österreichische Regierung an Serbien eine sehr scharfe Note richten werde. Die Börsen setzten daraufhin wohl die Kurse etwas herunter, beruhigten sich aber bald wieder, da solche Drohungen schon öfter aus Wien angekündigt worden

Der Ringplatz in der russischen Gouvernementshauptstadt Kalisch, die wenige Tage nach der Kriegseröffnung von den deutschen Truppen eingenommen wurde. Kalisch, eine der ältesten Städte Polens, liegt in einem hübschen Tal an der Prosna und zählt etwa 30000 Einwohner. Es hat schöne Promenaden, sieben Kirchen, ein imposantes Rathaus, das auf unserem Bild links sichtbar ist, und eine bedeutende Tuchindustrie. 1813 wurde hier das Schutz- und Trutzbündnis zwischen Rußland und Preußen abgeschlossen. Die Russen brannten vor ihrem Abzug die Magazine nieder und zerstörten die Brücken.

Der Krieg in den Lüften.

Vor sechs Jahren brachten wir diese Phantasiezeichnung einer Luftschlacht der Zukunft mit folgendem Begleittext: „Der nächste Krieg, der unter der Kulturwelt entbrennt, wird neben dem Ringen der Armeen und Flotten auch fürchterliche Kämpfe im Luftmeer zeitigen. Aeroplane werden die Flugschiffe aufstöbern, die zu Aufklärungs- und Festungszwecken hoch im Luftmeer über dem Feindesland schweben und ihre Bomben auf die feindlichen Festungen und Positionen niederstürzen lassen; Scheinwerfer von unten werden den nächtlichen Himmel absuchen, und die Luftschlacht wird auch die als Opfer fordern, deren Flugapparat von einem feindlichen Geschoß zertrümmert ist, denn sie stürzen unfehlbar in die Tiefe.“ Was damals Phantasieprodukt war, hat sich rasch verwirklicht. An der Einnahme von Lüttich waren nach den amtlichen Meldungen Zeppelin-Luftschiffe hervorragend beteiligt, und sie werden auch im weiteren Verlauf des Krieges, ebenso wie unsere Flieger, dem deutschen Namen Ehre machen und zum Sieg unserer gerechten Sache beitragen.

Feldgottesdienst im Schloßhof zu Weimar. Vor dem Abrücken der Truppen in den Krieg fanden in zahlreichen deutschen Garnisonen Feldgottesdienste statt.

waren. Die Börsen beruhigten sich auch wieder, nachdem der Direktor der Dresdener Bank unverblümt erklärt hatte, der Krieg sei nicht mehr zu vermeiden. Deshalb schlug trotz aller Warnungssignale die österreichische Note an Serbien wie eine Bombe an den Börsen ein. Darauf, auf diese Sprache, war doch niemand gefaßt gewesen. Die Bekanntgabe des Inhalts der Note genügte allein, um den Börsenverkehr lahmzulegen. In Wien, in Berlin, in Paris und London, an allen Börsen stürzten die Kurse in schnellerem Tempo, als beim Beginn des Balkankrieges, als beim Ausbruch des russisch-japanischen Krieges. Es dauerte nicht lange, da wurden bereits die österreichischen und die ungarischen Börsen außer Gefecht gesetzt. Das Angebot an Wertpapieren war so groß, daß ein allgemeiner Bankerott in Österreich-Ungarn unter den Bankiers eingetreten wäre. Die österreichische Kriegserklärung setzte dann noch die Börsen einiger neutraler Länder, der Schweiz und Belgiens, matt, veranlaßte eine Panik in Paris und in Petersburg. Berlin hielt sich noch, obwohl bei der ersten Ankündigung der russischen Intervention die Aktien der russischen Banken auch zur Hälfte ihres früheren Wertes unverkäuflich waren. Doch sah sich bei der immer schärferen Zuspitzung der Börsenvorstand gezwungen, den Terminhandel aufzuheben. Die Furcht, daß feindliche Spekulanten mit Hilfe des Terminhandels eine Panik hervorrufen würden, war der Hauptgrund für diese Maßnahme. Die riesigen Kursverluste, die in den ersten Tagen der Kriegsfurcht entstanden, verringerten sich später, weil die Kurse nicht mehr notiert wurden, sobald keine genügende Nachfrage vorhanden war. Deshalb wurde der Kurszettel der Berliner Börse von Tag zu Tag leerer. Fremde Anleihen konnten nicht notiert werden. Auch die heimischen Aktien wurden größtenteils gestrichen. Die Kurszettel von Paris und London wiesen noch größere Lücken, fast nur Striche auf, nachdem bereits Petersburg und die anderen europäischen Plätze den Verkehr ganz eingestellt hatten. Von einer erregten Stimmung war in Deutschland kaum etwas zu merken. Der allgemeine Druck verhinderte jede Erregung. Es gab keine wilden Börsen, wie sonst in kritischen Zeiten, weil jede Geschäftstätigkeit durch die Kriegsfurcht verhindert wurde. Da die Papiere in immer größerer Zahl unverkäuflich wurden, stellte der Börsenvorstand in Berlin Ende Juli gleichzeitig wie in London und Newyork jeden Börsenverkehr ein, nachdem Paris schon vorher ausgeschaltet war. Seit dem 1. August gibt es keine Börsen mehr, noch nicht einmal in Ägypten, Indien oder Kanada. Alle Wertpapiere der Welt sind unverkäuflich geworden, für den großen Bankier wie den kleinen

Unsere Aufnahme zeigt einen solchen weihevollen Akt, der im Schloßhof zu Weimar in Anwesenheit der großherzoglichen Familie stattfand. Hofphot. Louis Held.

Kapitalisten. Beide müssen sie nun in Deutschland bei den besonders errichteten Darlehnskassen verpfänden. Das ist ein Zustand, wie er noch niemals in der Welt vorhanden war. Die schwersten Kriege und die schärfsten Krisen, die schon vorher die Welt heimgesucht haben, hatten niemals eine Schließung der Börsen veranlassen können, und eine internationale Schließung dazu hätte niemand je für möglich gehalten. Und doch war dieser Zustand schon geschaffen, ehe eine Großmacht einer anderen den Krieg erklärt hatte. Die Börse war wieder einmal der Prophet der Welt.

Mit der Vernichtung der Börsen hat sich der wirtschaftliche Kriegszustand nicht erschöpft. Schon vorher war es unmöglich geworden, daß die Banken ihre ausländischen Guthaben einzogen. Fremdes Geld wurde mit einem Schlage in keinem Lande mehr für vollwertig angesehen. Die vielen russischen Reisenden in den deutschen Bädern konnten nicht heimfahren, weil sie ihr russisches Papiergeld nicht wechseln konnten. Bald darauf ging es den Deutschen im Auslande ebenso. Der internationale Bankverkehr war abgebrochen. Die französischen Banken weigerten sich zuerst, ausländische Guthaben auszuzahlen. Den Engländern verbietet sogar ein Gesetz, während eines Krieges an Feinde Schulden zu bezahlen. Die deutschen Banken schritten zur Gegenwehr und bezahlten auch nicht aus ausländischen Guthaben. Dabei haben die deutschen Banken Niederlassungen in London in großer Anzahl und von großer Bedeutung, ferner in Brüssel, Antwerpen und Paris. Das Schicksal dieser Niederlassungen läßt sich noch gar nicht übersehen. Die Arbeit von Jahrzehnten ist hier vernichtet worden. Dem Exporthandel sind tiefe Wunden geschlagen. Die ausländischen Kunden werden zum größten Teil jetzt die deutschen Firmen nicht bezahlen, zum Teil bei dem Mangel jeder Verbindung nicht bezahlen können. Dazu kommt der deutsche Kaufmann nach dem Friedensschluß in feindliche Länder. Es läßt sich schon jetzt ermessen, daß der während des Krieges vollkommen unterbundene Export die Arbeit vieler Jahre nötig hat, bevor der deutsche Außenhandel wieder die stolze Höhe von 21 Milliarden erreicht hat.

Das Wirtschaftsleben der großen Kulturstaaten ist zum Teil auf dem Umlauf von Papiergeld aufgebaut, und die feinsten Funktionen können nur durch Ausbildung des Kreditverkehrs ausgeübt werden. Der Weltkrieg hat diesen mit einem Schlage vernichtet. Überall ertönte schon beim ersten Kriegslärm der Ruf nach Bargeld. Geld wurde in Massen von den Banken abgehoben und im Strumpf versteckt. In Paris und London war die Angst vor dem Papiergeld noch viel schlimmer als

Priester und Redakteur Emil Wetterlé, berüchtigter Hetzer gegen Deutschland, flüchtete aus seiner Vaterstadt Kolmar nach der Schweiz. Er gehörte 1907—12 dem deutschen Reichstag als Vertreter von Rappoltsweiler an und wiegelte seit Jahren durch seine zweideutigen Artikel und seine doppelzüngigen Reden die Franzosen und die Elsaß-Lothringer gegen Deutschland auf.

Geh. Oberpostrat Georg Domizlaff, Oberpostdirektor in Leipzig, wurde zum deutschen Feld-Oberpostmeister ernannt. Der höchste Leiter unseres Feldpostwesens gilt als ein vorzüglicher Organisator, dem in diesem Krieg der Massenheere besondere Gelegenheit geboten ist, seine hervorragenden Fähigkeiten auf dem Gebiet postalischer Organisation zu beweisen. Phot. Perscheid.

in Deutschland, wo sie sich durch die Aufklärung der Reichsbank bald gelegt hat. Nicht nur zu den Banken, auch zu den Sparkassen stürmte die Bevölkerung, um ihr Geld in Händen zu haben, um für die drohende Teuerung einzukaufen. Der Mangel an kleinem Wechselgeld drohte beängstigende Formen anzunehmen, da jeder die Tasche voll behalten wollte, und in der Eile nicht so viel Geldzeichen beschafft werden konnten, wie gebraucht wurden. Namentlich die Regierung hatte für die Mannschaftslöhnung einen enormen Bedarf gerade an der kleinsten Münze. Zu der Unmöglichkeit, größere Banknoten zu wechseln, gesellte sich oft auch der böse Wille, wodurch die Geldkrisis noch verschärft wurde. Es gab Geschäftsleute, die weder großes noch kleines Papiergeld wechselten, und die lieber ihre Kunden laufen und sich die Geschäfte entgehen ließen, bevor sie sich zum Geldwechseln bereit fanden. So kam es, daß zahlreiche, die am Monatsende ihr Gehalt empfangen hatten, zwar im Besitz von Bargeld waren und doch nicht einmal den kleinsten Einkauf machen konnten.

Ungeheuere Summen von geschäftlichem Kapital sind schon jetzt durch den Krieg vernichtet worden. Viele Betriebe, die nicht notwendige Nahrungsmittel oder Bekleidungsstücke herstellen, sind ganz geschlossen worden. Die Bautätigkeit hat aufgehört. Die Mobilmachung hat die Versorgung der Industrie mit Rohstoffen unmöglich gemacht. Einen Export gibt es nicht mehr. Die Zahl der bereits stillgelegten Betriebe ist ohne Ende, ebenso wie die der entlassenen Arbeiter, der gekündigten Angestellten. Die Lücken, die durch die Einberufung zu den Fahnen entstanden sind, können reichlich gefüllt werden. Das ganze geschäftliche Leben stockt, ganz anders als im Jahr 1870, wo Deutschland noch ein Agrarstaat war und kaum einen nennenswerten Export besaß. Ein großer Teil der Bevölkerung droht in den nächsten Monaten in schwere Not zu kommen. Schon jetzt klagen die Hausbesitzer, daß die Mieten nicht bezahlt werden, daß sie die Zinsen für die Hypotheken nicht zahlen können. Bei den Geschäftsleuten gehen die Schulden nicht ein, es fehlen alle Gelder aus dem Auslande, so daß allenthalben der Wunsch nach einem Moratorium laut wird, nach einer gesetzlichen Verschiebung der Zahlungsverpflichtungen. Eine solche Verschiebung kann aber nur in den dringendsten Fällen Nutzen bringen und ist auch bereits gesetzlich gestattet worden. Ein allgemeines Moratorium haben bisher gerade die maßgebenden Stellen als unnötig bezeichnet. Die Banken und die Sparkassen haben bisher jeden Betrag ausgezahlt, zusammen wohl fast eine Milliarde. Sie sind auch ferner zahlungsfähig und leihen damit dem Geschäftsleben eine solche Stütze, daß es keinen Zahlungsaufschub allgemein braucht, den viele gern mit Nichtbezahlung verwechseln.

Die deutsche Feldpost: Höhere Postbeamte in Felduniform.

Russische Gebirgsartillerie.

Ein tscherkessischer Soldat.

Eine russische Feldkirche mit Heiligenbildern.

Ein Orenburger Kosak mit Nagaika.

Russische Kriegsbilder: Truppenverladung in einem Wolgahafen.

Belgische Artillerie vor dem Schloß in Brüssel, von wo König Albert mit seiner Familie nach der Einnahme Lüttichs nach der Festung Antwerpen flüchtete.

Die indische Aufstandsbewegung.

Das bedrohte indische Kaiserreich. Von Dr. Hugo Grothe.

Die Regungen der Völker Asiens, aus dem Schlafe der letzten Jahrhunderte zu erwachen, haben in den letzten Dezennien nicht nur Jungtürken, Jungägypter und Jungperser erstehen lassen, sondern auch Junginder. Man hat Indien geradezu als einen mächtigen gefährlichen Herd bezeichnet, auf dem unter der Asche das Feuer einer großen indischen Aufstandsbewegung glimmt. Schon während des Burenkrieges schien die Gefahr einer indischen Erhebung nahe, der mit dem Aufgebot großer militäri-

Die gefangenen Russen in Döberitz. Bei Ausbruch des Krieges war Deutschland von einem Heer von russischen Staatsangehörigen überschwemmt, von denen zahlreiche der Spionage verdächtig waren. Die deutsche Regierung ließ sämtliche verdächtigen und militärpflichtigen Russen, deren sich allein 45 000 in Deutschland aufhielten, festnehmen. Die in Berlin lebenden Russen wurden im Barackenlager in Döberitz untergebracht, wo sie verpflegt und bewacht werden. Die Behandlung, die die Russen, Franzosen, Belgier usw. in Deutschland erfahren, unterscheidet sich vorteilhaft von den Exzessen grauenhaftester Unkultur, denen die in Feindesland befindlichen Deutschen nach dem Kriegsausbruch ausgesetzt werden.

scher Macht vorgebeugt wurde. Jetzt steht England vor einem Kriege, der es in weit höherem Maße zu Anstrengungen militärischer und finanzieller Art zwingt, und die Wahrscheinlichkeit ist nicht von der Hand zu weisen, daß unter diesen Umständen die in Indien schlummernden politischen englandfeindlichen Leidenschaften zum Durchbruch gelangen. Der russisch-japanische Krieg hat das Selbstbewußtsein der Völker Asiens nicht gering gehoben. Japan trug durch seine Emissäre dazu bei, dieses Selbstbewußtsein in seinem Interesse zu stärken. Nächst China ist für den Japaner Indien das Ziel einer großzügig angelegten imperialistischen Politik.

Eine russische Grenzwache vor ihrer Kaserne. Die Grenzwachen haben sich seit Beginn des deutschen Aufmarsches ins Innere zurückgezogen, nachdem einige Einbrüche über die deutsche Grenze mit schweren Verlusten zurückgewiesen worden waren.

Gerade in diesem Augenblicke lohnt es sich denn, sich die Bestrebungen vor Augen zu führen, die in verschiedenen Kreisen des indischen Volkes für Loslösung von England oder doch für eine Regierung Indiens durch die Inder nach Art der übrigen englischen Kronkolonien im letzten Jahrzehnt sich geltend gemacht haben.

Daß England in Indien sich in hervorragendem Maße kulturell betätigt hat, wird niemand leugnen, der einmal den Fuß in das Land gesetzt hat. Indien ist keineswegs ein einheitliches Land, bewohnt von einem einheitlichen Volke mit gemeinsamer Sprache oder gemeinsamem Sprachstamme und gleichartiger Kultur. Die verschiedenartigsten Rassen, Sprachen und Religionen mit den schärfsten Gegensätzen mischen sich hier. Ein bewundernswertes Kunststück also hat England vollbracht, wenn es diese Verschiedenheiten und Kontraste zu einem kolonialpolitischen Ganzen zusammenfügte. Freilich das Gute, das England für Gesittung und Wirtschaft des Landes vollbrachte, tat es nur soweit, als seine eigenen Interessen nicht darunter litten. So hat es kurzerhand die Riesenlasten des Militär- und Beamtenbudgets — an 50 Millionen Pfund Sterling jährlich — auf die Schultern Indiens gewälzt, so daß man oft genug von einer Aussaugung gesprochen hat. Denn Indien hat nicht nur die Mittel für Erhaltung des Militärs im Lande aufzubringen, sondern auch diejenigen für alle größeren kriegerischen Expeditionen der indischen Armee, so gegen die Somalivölker, gegen Tibet, ja sogar bei der Beteiligung Englands an der China-Expedition der Großmächte. England hat Eisenbahnen und Straßen gebaut, hat bedeutende Arbeiten zur künstlichen Bewässerung weiter Flächen in die Wege geleitet und so Indiens wirtschaftliches Leben gestärkt. Freilich, wo englische Interessen

Eine französische Brückenwache in der Nähe von Paris.

in Frage kamen, hat es keinen Handschlag zur Hebung indischer Industriezweige getan. Indische Waren müssen bei der Einfuhr nach England einen hohen Zoll bezahlen, während die aus England kommenden Industrie-Erzeugnisse frei nach Indien laufen und so manchen Zweig indischer Gewerbsamkeit zerstörten. So kam es, daß Indien, einst das Land prächtiger Baumwolle und die Heimat kunstsinniger Baumwoll- und Seidenweber, heute nur armselige Reste dieser Produktionen aufweist. England hat die schlimmsten religiösen Mißstände, wie das Witwenverbrennen und das Töten neugeborener Mädchen, im Laufe der Jahrzehnte zu beseitigen gewußt. Man macht den Engländern nun zum Vorwurf, daß sie nicht auch tiefer in die Sitten des Volkes zur Bekämpfung von Seuchen eingriffen, so z. B. gegen das tägliche Baden von Hunderttausenden von Menschen in den von Schmutz und ansteckenden Stoffen durchsetzten heiligen Wassern des Ganges. Die englische Regierung weiß aber wohl, daß eine solche sanitäre Maßregel die Wut von Millionen von Hindus entfesseln würde, die sich durch solches Verbot den Weg zu ihrem Himmel abgeschlossen sehen möchten. England hat wohl, was Erziehung und Unterricht betrifft, Ansehnliches zu schaffen gewußt, aber es schob zwischen den Engländer und zwischen den Inder, und wenn er auch noch so gebildet und aus noch so altem Geschlecht war, eine unüberschreitbare Schranke, um sich als Herrenvolk unbestritten zu erhalten.

Diese Schranken nun einzureißen und sich einen Anteil an dem Reichtume des Landes zu sichern, ist die Bestrebung aller Hindus, die einen Blick in die westeuropäische Kultur getan haben. Und sie versuchen dies auf die verschiedenste Weise. Teils als kluge Politiker durch Verhandlungen und Vorschläge im indischen Nationalkongreß, auf dem seit 1885 sich die Delegierten aller selbstverwaltenden Körperschaften, aller politischen und wirtschaftlichen Vereine des weiten Reiches zusammenfinden, um über politische und soziale Reformen Beratungen zu pflegen, die die englische Regierung gnädig — anhört, ohne sich irgendwie zur Durchführung solcher Ratschläge gebunden zu haben. Andere versuchen es durch die an Zahl und Bedeutung zunehmende indische Presse oder durch aufklärende Schriften. Die in Kalkutta erscheinende Juganta („Die neue Ära") schrieb 1909: „Wenn die ganze Nation entschlossen ist, ihr Joch abzuschütteln, wessen Recht ist dann in den Augen Gottes und der Gerechtigkeit billiger: das der Inder oder das der Engländer? Der Inder ist zur Einsicht gekommen, daß Unabhängigkeit das Heilmittel für alle seine Leiden ist." Andere wieder sind bestrebt, durch Geheimgesellschaften den Kampf gegen die Engländer zu organisieren und so den Aufstand vorzubereiten. Bekannt ist die Vereinigung der „Saniti", die 1910 in dem Verschwörungsprozeß von Dekka eine große Rolle spielte und ein aufrührerisches Werk (das „Paridarschak") weithin verbreitete. Bei diesem stillen Feldzug gegen die Engländer spielen nicht nur religiöse Vorstellungen, die den Haß gegen die Fremden schüren, sondern auch das Kampfmittel des Boykotts englischer Waren eine Rolle. In jüngster Zeit sucht man auch die Organisation von Geheim-

Die russische Prinzessin Jurjewsky-Variatinsky, bewohnte eine Villa in der Umgebung von München, lebte dort auf großem Fuß und verschwand nach Ausbruch des Krieges unter Hinterlassung einer großen Schuldenlast. Sie ist die Witwe des im März 1910 verstorbenen Fürsten Alexander Variatinsky. Ähnliche Hochstapeleien werden auch von einem Mitglied der russischen Gesandtschaft in Berlin gemeldet. Hofatelier Elvira.

Das deutsche Gesandtschaftsgebäude in Petersburg, das der Schauplatz der russischen Pöbelexzesse war. Der Mob drang nach der Abreise des deutschen Gesandten, unbehindert durch die Polizei, in das unverletzliche Gebäude ein, ermordete den als Hüter der Archive zurückgebliebenen greisen Botschaftsrat Alfred Kattner, plünderte die Räume und steckte hierauf den Palast in Brand. Der imposante, glänzend eingerichtete Bau wurde erst im Vorjahr nach Plänen von Prof. Peter Behrens erbaut. Er enthielt reiche Kunstschätze, die Eigentum des Grafen Pourtalès waren.

Die ersten russischen Gefangenen, die in Königsberg i. Pr. eintrafen. Sie gehören dem 3. russischen Ulanenregiment an. Hofphot. A. Kühlewindt.

gesellschaften nach der militärischen Seite hin zu entwickeln, indem man „Turnschulen" für die Jugend schuf, die die körperliche Erstarkung der zukünftigen Kämpfer gegen England ins Auge faßten. Selbst gemäßigte Elemente, Diplomaten und Poeten stehen nicht an, eine Ära der Befreiung und Selbständigkeit zu erhoffen und zu fordern. So bezeichnete ein gegenüber England streng loyales Mitglied des Gesetzgebenden Rates, ein Inder Namens Gokhale, auf dem zu Benares 1906 tagenden nationalen Kongreß als Wunsch der Junginder: „Unser Endziel ist die Selbstregierung des indischen Volkes, die Unabhängigkeit Indiens im Rahmen des britischen Weltreiches, gleich den sich selbst regierenden Staaten Australiens und Kanadas." Und ein indischer Dichter schrieb in einem Gesange, der zugleich nationales Kampflied der indischen Aufstandsbewegung geworden ist: „Mein Vaterland, ich singe den Ruhm deiner heiligen Ströme, deiner urgewaltigen Bäume und deiner Felder von wallendem Korn. 300 Millionen Menschen wirken in dir und leben für dich. Niemand wage es, ihre Stärke zu erproben, wenn sie für dich aufsteht."

Als unüberwindbares Hindernis einer einheitlichen Aufstandsbewegung hat man bisher den Gegensatz der Rassen und Religionen betrachtet, der oft in blutigem Haß sich kundtut. Kommt es doch vor, daß, wenn die hohen Feste der einzelnen Religionsgemeinschaften zufällig auf einen gleichen Tag fallen, die Teilnehmer der Prozessionen sich zu fanatischen Kriegern verwandeln, die sich gegenseitig zerfleischen. Aber in jüngster Zeit hat sich doch eine Annäherung der Freiheitsbestrebungen in den verschiedenen Lagern ergeben. Das zeigten kürzlich die Stimmen der Buddhisten, Brahmanen und Mohammedaner. Im Mai 1914 schrieb eine in Kalkutta erscheinende indische Zeitung: „Wir Inder sind bereit, selbst in einem See von Blut zu schwimmen, wenn wir unser Ziel erreichen. Die Herrschaft der Engländer über Indien ist tatsächlich nichts mehr als ein Phantom."

Nachdem England Rußland die Hand zum Bunde gereicht hat, wird es bestrebt sein, der russischen Flotte die Tore zum Mittelmeer durch Öffnen des Bosporus aufzutun. Vielleicht ist zwischen beiden Großmächten schon eine Vereinbarung im Gange, die die Verteilung der europäischen und asiatischen Türkei ins Auge faßt. Möglicherweise wird England gewillt sein, den Russen die Oberhoheit über die Balkanstaaten zu überlassen, wenn ihm, von Ägypten und Kleinasien her, freier Weg über Mesopotamien und Arabien nach Südpersien und Indien gegeben ist. Dann aber wird eine große mohammedanische Bewegung gegen England erstehen, die, angefacht vom türkischen Sultan, der noch Kalif der Islambekenner ist, zuerst in Indien ausbrechen und die indische Freiheitsbewegung mit sich reißen muß.

Der europäische Krieg.

1. Kriegsbericht von Generalmajor z. D. v. Loebell.

Wie alljährlich, so hatte ich mich auch in diesem Jahre zum Kaisermanöver gerüstet und mir hierzu Notizen für einen Rückblick über die Manöver der letzten zehn Jahre gemacht. Als roter Faden geht durch diese Blätter die Überzeugung, daß das deutsche Heer das kriegsvorbereitetste und kriegstüchtigste der Welt ist; hervorgehoben wird die Selbständigkeit und Entschlußfähigkeit der Führer, die körperliche Leistungsfähigkeit und Ausdauer der Truppe, die Marsch- und Gefechtsdisziplin, die vorzügliche Ausbildung im oft etwas ungestümen Angriff und im Einnehmen und Herrichten befestigter Feldstellungen, die Schnelligkeit, mit der sich die Kavallerie an das Fußgefecht gewöhnt hat, die sachgemäße Verwendung der schweren Artillerie des Feldheeres und die unglaublich kurze Zeit, in der das deutsche Heer den Vorsprung anderer Mächte im Flugwesen, was die Flugzeuge und die Flieger anbetrifft, eingeholt hat. Das Endresultat meiner Manöverbetrachtungen ist und bleibt die vollendete kriegsmäßige Ausbildung des deutschen Heeres. Diese Beobachtungen geben mir die feste Zuversicht, daß der begonnene schwere Kampf einen siegreichen Ausgang nehmen wird und nehmen muß. Und diese Zuversicht wird bestärkt durch den bisherigen Verlauf der Mobilmachung, bei der alles so klappte, wie es der größte Optimist kaum erwarten konnte. Es wird nicht immer alles nach Wunsch gehen, das wäre gegen jede Kriegserfahrung, aber als gute Vorbedeutung darf man doch die bisherigen Erfolge auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen einschätzen; jedenfalls heben sie die bereits so zuversichtliche Stimmung in Heer und Volk. Stolz kann das Heer auf das Vertrauen sein, das ihm von der Gesamtheit des deutschen Volkes entgegengebracht wird. Stolz und zuversichtlich wird aber auch ein alter Mitkämpfer von 1870/71, wenn er die

Französischer Infanterist in der neuen Feldausrüstung, die bei Kriegsausbruch nur für einen Teil des französischen Heeres fertig war.

Der schweizerische Generalstabschef Sprecher v. Bernegg (links) mit dem Oberstdivisionär Audéoud, Kommandeur der 4. Division (rechts).

Ein englischer Infanterist vom zweiten Lincolnshire-Regiment auf Küstenwache in Felduniform.

Reservemannschaften durch Berlin den Kasernen zu in vorzüglicher Haltung ziehen sieht, wenn er von den Truppenbefehlshabern von dem Geist und der Stimmung hört, die die Reservisten wie alle Soldaten beseelt.

Als feststehend ist die Tatsache zu bezeichnen, daß der Krieg, der Vernichtungskampf gegen Deutschland, von Rußland, Frankreich und England seit längerem in Aussicht genommen, von Rußland aber seit Monaten bis zu den Bombenattentaten vorbereitet wurde. Frankreich mag der Kriegsausbruch in diesem Jahre unerwünscht gewesen sein, es mag deshalb vielleicht sogar den Senator Humbert vorgeschickt haben, um Rußland die letzte Warnung zukommen zu lassen. Aber nach der Rückkehr Poincarés aus Rußland hat auch dieses Reich den Krieg betrieben und begonnen. England war der Durchzug durch Luxemburg und Belgien eine willkommene Gelegenheit zur Kriegserklärung an das Deutsche Reich.

Chronologisch seien hier zunächst die Kriegsereignisse, soweit sie nicht schon aus der letzten Weltrundschau bekannt sind, aneinandergereiht, um dann an die wichtigsten noch einige kurze Bemerkungen zu knüpfen. Sie werden aber dürftig ausfallen; muß doch alles vermieden werden, was dem Kriegsgang unzuträglich sein und woraus der Feind Schlüsse irgendwelcher Art ziehen könnte.

Montag, den 10. August: Siegreiche Grenzgefechte der Österreicher in Süd- und Mittelgalizien. Beschießung von Antivari. Acht russische Geschütze wurden genommen. Von Belfort in das Oberelsaß nach Mülhausen vorgedrungener Feind, anscheinend das 7. französische Armeekorps und eine Infanteriedivision der Besatzung von Belfort, ist gestern von unseren Truppen aus einer verstärkten Stellung westlich von Mülhausen in südlicher Richtung zurückgeworfen. Verluste unserer Truppen nicht erheblich, die der Franzosen groß.

Dienstag, den 11. August: Drei im Grenzschutz bei Eydtkuhnen stehende Kompagnien, unterstützt durch heraneilende Feldartillerie, werfen die über Romeiken auf Schleuben vorgehende 3. russische Kavalleriedivision zurück.

Mittwoch, den 12. August: Die Franzosen wurden bei Lagarde mit schweren Verlusten auf Lunéville zurückgeworfen, wobei sie eine Fahne, zwei Batterien, vier Maschinengewehre und 700 Gefangene verloren. — Deutsche Unterseeboote fuhren an der Ostküste Englands und Schottlands bis zu den Shetlandinseln entlang. — Wie aus Berlin gemeldet wird, durchbrachen der deutsche Panzerkreuzer „Goeben" und der kleine Kreuzer „Breslau" am 5. August die englischen Seestreitkräfte, die sie vor Messina bewachten. — Österreich-Ungarn verhängt die Blockade über die montenegrinische Küste.

Donnerstag, den 13. August: Nach amtlicher Meldung ist der deutsche Boden vom Feind gesäubert. — England erklärt an Österreich-Ungarn den Krieg.

Freitag, den 14. August: Die deutsche Regierung erläßt durch Vermittlung einer neutralen Macht an Frankreich und Belgien energische Warnungen wegen der Teilnahme der Zivilbevölkerung am Krieg. — Der Deutsche Kaiser sandte den Siegern von Mülhausen ein Danktelegramm.

Sonnabend, den 15. August: Im Deutschen Reich erfolgt der Aufruf des Landsturms. — Zwei russische Kavalleriedivisionen steckten die deutsche Grenzstadt Marggrabowa in Brand.

Der Verlauf der Grenzschutzkämpfe ist als normal und erfolgreich zu bezeichnen. Die Ostgrenze ist tatsächlich gegen folgenschwere Einfälle größerer russischer Kavalleriemassen bisher geschützt worden. Die Westgrenze wurde nur an einigen Stellen von den Franzosen überschritten. Die schwachen Grenzwachen zogen sich, wie dieses vorgesehen war, ohne erhebliche Kämpfe vor stärkeren feindlichen Truppen um einige Kilometer zurück, was für Mobilmachung und Aufmarsch unerheblich ist. Einige wichtige Punkte wurden von uns jenseits beider feindlicher Grenzen besetzt und gehalten. Daß Rußland das vorgeschobene Polen räumen würde, war vorauszusehen. In einer rückwärtigen Linie versucht es, Mobilmachung und Aufmarsch durchzuführen, zumal die neuen strategischen Eisenbahnen zur Westgrenze noch nicht erbaut und es mit neu zu bildenden Korps im Rückstande ist. Frankreich hingegen, das die Neuaufstellungen durchgeführt hat, dürfte den Aufmarsch an der Grenze in der Festungslinie beabsichtigen. Sicher wollte es

zum Vormarsch gleichfalls Belgiens Heerstraßen ausnützen, was durch die ausgeführte Besetzung Namurs bewiesen ist. Am 6. deutschen Mobilmachungstage wurde es aber, wie alle Welt, durch die Kunde der Einnahme der Festung Lüttich überrascht. Generale, Generalstäbler und Fachmänner, die ihre Kenntnis aus der Kriegsgeschichte schöpfen, stehen vor einer einzig dastehenden, fast unerklärlichen, denkwürdigen Tatsache und Heldentat. Von dem berühmten Festungserbauer General Brialmont ist Lüttich in moderner Weise erbaut, von einem Panzergürtel, 50 km im Umfange, umgeben, artilleristisch gut ausgerüstet, sturmfrei und von genügender Zahl von Truppen verteidigt, wobei zu berücksichtigen ist, daß auch ein schwacher Verteidiger einen modern befestigten Ort längere Zeit zu halten vermag. War zwar vor dem Kriege die Tatsache bekannt, daß Brialmont die Werke zu tief versenkt erbaut hatte, so daß bei der großen Erhebung der Geschoßbahnen aus schweren Geschützen ein großer unbestrichener Raum, tote Winkel, vorhanden sein soll, so erleichtert dieser Fehler wohl die Annäherung, vielleicht auch den Festungskampf, erklärt aber noch nicht die Möglichkeit einer Festungserstürmung ohne längere Vorbereitung. Sicher ist, daß der durch Pioniere vorbereitete Nahkampf gerade nach den Erfahrungen der neuesten Kriege in Zukunft der entscheidende sein wird. Aber auch das erklärt noch nicht die Erstürmung von Lüttich, deren Bedeutung für den weiteren Gang der Bewegung jedermann aus der Karte erkennen kann. Nun wäre es verwegen und allzu kühn, zu erhoffen, daß die deutschen Truppen auf die nämliche Art in den Besitz der Festung Namur kommen könnten — vielleicht haben wir aber darüber Nachrichten, noch ehe diese Zeilen gedruckt sind. Nach diesen Leistungen erscheint kein Unternehmen für deutsche Truppen unmöglich. Diesen Erfolgen gegenüber erblaßt fast — doch nur auf den ersten Blick — der Sieg gegen drei feindliche Divisionen bei Mülhausen; denn auch diese Tat stellt die kriegsgeschichtlichen Erfahrungen auf den Kopf, weil es fast unglaublich scheint, daß ein Verteidiger in verstärkter Stellung große Verluste gegenüber geringen Verlusten des Angreifers gehabt hat. Wäre es dem französischen Elite-Armeekorps, das sich im Vormarsch auf Mülhausen befand, gelungen, diesen Industrieort, wenn auch nur vorübergehend, zu besetzen, hätte es einen großen moralischen Erfolg errungen; die Abdrängung aber von der Rückzugslinie nach Süden und die Zahl der Gefangenen bedeuten einen Erfolg auf deutscher Seite.

Ein Feldprediger der österreichisch-ungarischen Armee in den Straßen von Budapest.

Bei allen Geschehnissen, so erfreulich sie sind, bleibt aber zu beachten, daß der Kampf erst beginnt. Beim Niederschreiben dieses Aufsatzes dringt wiederum eine Siegeskunde an mein Ohr. Sie gehört mit zu den Unternehmungen gegen den Grenzschutz und soll erst in einem späteren Artikel behandelt werden.

Die Chronik des Weltkriegs.

Unter dieser Rubrik veröffentlichen wir alle bedeutungsvolleren politischen Vorgänge, die sich während des Weltkriegs abspielen, während der bekannte Militärschriftsteller, Herr Generalmajor Loebell, die kriegerischen Ereignisse in fortlaufenden Kriegsberichten behandeln wird.

Seit vierzehn Tagen sind wir Zeugen einer ungeheuerlichen Schachpartie, deren Figuren die Völker Europas bilden, während die Spieler noch immer nicht klar erkennbar sind. Sie stehen schemenhaft im Hintergrund und schieben andere vor. So war es stets, wenn die Fäden der Weltgeschichte gesponnen wurden. Einige Schlüsse lassen sich aber doch aus den bisherigen Ereignissen, besonders aus der auffallenden Zurückhaltung Englands ziehen. Grey scheint der Hauptspieler zu sein, er hetzte durch kluges Intrigenspiel alle die Großmächte Europas gegeneinander, die England zu mächtig zu werden und seine Weltmachtstellung zu gefährden drohten. Schon einmal hat Englands Diplomatenkunst dem russischen Konkurrenten in Asien durch die Japaner schwere Wunden geschlagen. Nun wurde Rußland zu einem Krieg mit Deutschland verführt, in dem — so denkt Grey — alle die hineingezogenen Großmächte sich der-

Daressalam, die Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika, wurde von englischen Kriegsschiffen beschossen.

art zerfleischen werden, daß Albion, das seine Kräfte bis zum letzten Moment schont, wieder wie üblich einen beträchtlichen Gewinn buchen kann. Englische Politik hat nie vor solchem Ränkespiel mit seinen Freunden und Feinden zurückgeschreckt. Vielleicht wird dieses Spiel durchkreuzt. Die Ereignisse der zweiten Kriegswoche lassen dies als möglich erscheinen.

10. August. Nach Meldungen aus Stockholm und Kopenhagen zerstörten die Russen die gesamten Anlagen, Werkstätten und Magazine sowie die Eisenbahnlinie des finnischen Hafens Hangö; die Hafeneinfahrt wurde durch Minen gesperrt. — Aus Finnland, dem Kaukasusgebiet, der Ukraine und aus Russisch-Polen kommen Nachrichten von Volkserhebungen gegen die Russen, die bereits Russisch-Polen samt Warschau zum größten Teil geräumt haben. Weite Kreise Polens erblicken in einem deutsch-österreichischen Einmarsch ihre endgültige Befreiung vom russischen Joch.

11. August. Der deutsche Generalquartiermeister erläßt eine Warnung vor der Weitergabe von Kriegsgerüchten und versichert, daß kein Mißerfolg verschwiegen und kein Erfolg vergrößert werden würde. — Im Residenzschloß in Neustrelitz fand in aller Stille die Kriegstrauung der Herzogin Marie von Mecklenburg-Strelitz mit dem Prinzen Julius Ernst zur Lippe statt. — Aus Belgien kommen erneute Nachrichten von Greueltaten der Bevölkerung gegenüber den deutschen Truppen, besonders aber gegen Verwundete und Angehörige des Roten Kreuzes. — Die englische Beschlagnahme der beiden in England für Rechnung der Türkei gebauten Panzerschiffe Reschadie und Sultan Osman bedeutet einen Völkerrechtsbruch, der in der Türkei als sehr feindselig empfunden wird. Auf beiden Kriegsschiffen, die trotz der drückenden türkischen Finanzverhältnisse voll bezahlt waren, befanden sich bereits türkische Besatzungen, die ebenso wie die türkischen Geschütze von den Schiffen entfernt wurden.

12. August. Der kleine Kreuzer „Dresden" jagte den englischen Riesendampfer „Mauretania" der Cunardlinie bis vor den Hafen von Halifax. Die „Mauretania", die mit knapper Not entkam, ist als Hilfskreuzer der englischen Kriegsmarine einverleibt. — In der Nordsee unternahmen die deutschen Seestreitkräfte mehrfach Vorstöße, ohne auf einen Gegner zu stoßen. Deutsche Unterseeboote fuhren an der Ostküste Englands und Schottlands entlang bis zu den Shetlandsinseln. — Der italienische Botschafter in Berlin Bollati trat eine diplomatische Reise nach Rom an.

13. August. Der Deutsche Kaiser empfing den früheren Reichskanzler Fürsten Bernhard v. Bülow in Berlin in längerer Audienz. Diese erste Zusammenkunft seit Bülows Rücktritt wird mit der italienischen Frage in Verbindung gebracht. Gleichzeitig wird aus Rom gemeldet, daß die englische Regierung auf Ersuchen Italiens sich damit einverstanden erklärte, daß englische Kohlen in Italien geliefert werden. — Fürst Radziwill, der Führer der deutsch-polnischen Reichstagsfraktion, wurde auf seinem Gut in Wolhynien von den russischen Behörden wegen angeblicher Spionage verhaftet. — Als Zeichen der Anerkennung der Vaterlandstreue und Loyalität, die die deutsch-polnische Bevölkerung seit Ausbruch des Krieges bewiesen hat, ernannte die deutsche Regierung im Einverständnis mit dem päpstlichen Stuhl den bisherigen Weihbischof von Posen, Dr. Eduard v. Likowski, zum Erzbischof von Posen-Gnesen. — In Petersburg wurde der österreichisch-ungarische Vizekonsul Hoffinger, der zum Schutz des diplomatischen Archivs in der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft zurückgeblieben war, trotz der vorher erfolgten russischen Garantie als Kriegsgefangener verhaftet. Die österreichisch-ungarische Regierung bekämpfte diesen völkerrechtswidrigen Gewaltakt mit der völkerrechtlichen Waffe der Repressalien, indem sie drei Beamte der Wiener russischen Botschaft verhaftete. — Die österreichisch-ungarischen Truppen rückten in Serbien ein, warfen die feindlichen Truppen zurück und nahmen die Stadt Schabatz an der Save. — Ägypten erklärte Deutschland den Krieg und vertraute das Land dem englischen Schutz an.

14. August. In Gebweiler bei Mülhausen schossen Hausbewohner auf die deutschen Truppen. — Der österreichische Lloyddampfer „Baron Gautsch" ging auf der Fahrt von Lussin Grande nach Triest vermutlich infolge Auffahrens auf eine Mine unter; von den 310 Personen, die sich an Bord befanden, wurden 179 gerettet. — Der russische Pöbel drang in das deutsche Gesandtschaftsgebäude in Petersburg ein, ermordete den greisen Botschaftsrat Kattner, plünderte das Gebäude unter den Augen der Polizei und steckte es in Brand.

15. August. Dem Roten Kreuz und den Fürsorgeunternehmungen für die zurückgebliebenen Frauen und Kinder strömen aus allen Kreisen des deutschen Volkes zahllose Beiträge zu, deren Gesamtsumme sich auf viele Millionen beziffert. Auch eine Nationalsammlung für die Hinterbliebenen wurde bereits eingeleitet. Ein weiterer erhebender Beweis für den Opfermut des deutschen Volkes ist die freiwillige Meldung von 1300000 Männern zu den Fahnen; ferner baten 150 inaktive Generale, in Reih und Glied ohne Titel und Rang mit ins Feld ziehen zu dürfen. — Die Mobilmachung in der Türkei, die sich gegen Rußland richtet, hatte das erfreuliche Ergebnis, daß sich zwei- bis dreimal soviel Gestellungspflichtige meldeten, als vorgesehen waren.

16. August. Der Deutsche Kaiser reiste von Berlin in der Richtung nach Mainz ab.

Die Toten. Am 12. August starb in Paris der französische Schriftsteller Jules Lemaitre, der durch Theaterstücke, Erzählungen und Dichtungen weit bekannt war; er erreichte ein Alter von 61 Jahren. — Während der Kämpfe bei Mülhausen im Elsaß wurde der Begründer und Direktor der Aviatik-Gesellschaft Georg Châtel mit seiner Gattin durch eine Granate getötet. Er hat sich um das deutsche Flugwesen sehr verdient gemacht, auch als Automobilist errang er viele Preise. — Auf Schloß Hubertushof bei Strobl verschied am 12. August Fürstin Leontine zu Fürstenberg, die Mutter des Fürsten Max Egon Fürstenberg, des Freundes des Deutschen Kaisers. — Am 14. August starb im Alter von 91 Jahren der Erbauer des Berliner Doms, Geh. Oberregierungsrat J. C. Raschdorf; er war einer der bedeutendsten Architekten Berlins, dem unter andern das Kaiser-Friedrich-Mausoleum, das Kölner Rathaus und das Düsseldorfer Ständehaus ihre künstlerische Gestalt verdankten. — Argentinien verlor am 14. August seinen Präsidenten Dr. Saenz Pena. Der hochbegabte Staatsmann, der schon lange Zeit durch Krankheit an der Ausübung seines Amtes verhindert war, brachte Deutschland lebhafte Sympathien entgegen.

Eiserne Wehr.

Angelo Janks Gemälde „Eiserne Wehr", das unsere zweite Kriegsausgabe eröffnet, ist eine Illustration, wie sie kaum treffender zu Rudolf Mühlhausens packendem Artikel „Das Lied vom Eisen" gemalt werden könnte. Eine eiserne Schar blickt in das friedliche Land und harrt des Befehls, die Schrecken des Krieges in die friedlichen Dörfer zu tragen und die blühenden Fluren zur Walstatt zu machen. Dieses Bild unserer Zeit, das zu Angelo Janks stärksten Schöpfungen zählt, wird in vielen unserer Leser den Wunsch nach einer farbigen Reproduktion wecken, und es dürfte daher manchem willkommen sein, zu erfahren, daß eine farbenprächtige, überaus stimmungsvolle Künstlersteinzeichnung in R. Voigtländers Verlag in Leipzig, mit dessen Genehmigung wir das Bild veröffentlichen, erschienen ist. Der Maler Angelo Jank ist übrigens jetzt doppelt „aktuell". Er ist der Schöpfer der vielumstrittenen Reichstagsbilder, die vor vier Jahren aus dem großen Sitzungssaal des deutschen Reichstagsgebäudes wieder entfernt wurden, weil man befürchtete, daß eines der Gemälde, „Sedan", die Franzosen verletzen könnte; eine delikate Rücksichtnahme auf französische Empfindlichkeit, die auf der anderen Seite wenig gewürdigt wurde.

Durch!

Nach einem Gemälde von
A. v. Roeßler.

REGTAMS UNIVERSUM LEIPZIG

Mit Genehmigung der Photograph. Gesellschaft in Berlin.

Das Wetterkreuz. Nach einer photographiſchen Aufnahme.

Ueber die Höhe.

Roman von C. v. Schimmelpfennig.

(Fortſetzung.)

„Wo eſſen Sie Abendbrot?“ fragte einige Tage nach dieſer Konferenz Herr v. Golm ſeinen Feuilletonkollegen. „Wollen wir einmal zuſammen zu Pretzel ins Literatur-Café?“

Peter erklärte ſich einverſtanden, wenn ihm auch das Lokal nicht ſehr ſympathiſch war; vielleicht konnte er dort die Bekanntſchaft irgendeiner Autorität machen, die ihn auf ſeiner neuen Lebensbahn förderte.

Dieſe Anſicht ſprach er auch Golm gegenüber aus, nachdem ſie den dicken Wirt begrüßt und in einer Niſche Platz genommen hatten. Golm antwortete mit einem lauten Gelächter.

„Ich meine, da iſt wirklich nichts lächerlich, Herr von Golm.“

„Doch, doch, Barönchen. Es iſt ja ungeheuer komiſch, daß Sie die Sache ſo tiefernſt nehmen.“

„Aber Herr von Golm —“

„Nun — ſeien Sie mir nicht böſe — ich meine es ja gut. Aber wenn ich ernſt reden ſoll — Sie ſind wirklich auf falſchem Pfade. Sie tun ſo, als ob Ihrer eine Profeſſur an der Univerſität harre, Sie bepacken ſich mit dem unnützen Zeug, das Sie nie brauchen — niemals, verſichere ich Ihnen. Glauben Sie, daß ich in meinem Leben je ein politiſches Buch geleſen habe? Ich werde den Teufel tun! Für die lumpigen hundertfünfzig Mark auch noch was leſen! — Sie ſuchen hier Autoritäten! Erſtens kommen keine hierher, denn was Autorität iſt, das wohnt in Weſtend in eigener Villa und ißt abends bei Dreſſel, wie unſer verfloſſener Kollege Eyßen — “

„Iſt der ſo wohlhabend?“

„Hat ſehr reich geheiratet, eine Bäckerstochter vom Geſundbrunnen — jawohl — und ſpielt jetzt den Grandſeigneur. Und der iſt er auch, Baron, und wir beide ſind gegen ihn elende Proletarier.“

„Sie ſagten erſtens!“

„Und zweitens: Meinen Sie, daß eine Autorität Ihnen hilft? Die Kerls werden doch keine Narren ſein und ſich einen Konkurrenten heraufzüchten! Iſt ſchon Rivalität genug da. Nein, mein lieber Baron, den ſchönen Traum laſſen Sie ſich nur recht ſchnell vergehen. Je eher Sie ins reine kommen, deſto mehr nähern Sie ſich dem einzig vernünftigen Ziel, keinen anderen Ehrgeiz zu haben als den, Geld zu verdienen.“

„Aber nein, Golm!“

„Aber ja, Hollern! Lernen Sie doch mal erst die Leute kennen! Glauben Sie etwa, unser weiser Chef, dieser bornierte Büffel, interessiere sich für Politik oder Literatur? Für seinen Arnheim interessiert er sich, darum bezahlt er uns so schlecht! Na überhaupt der Kerl! Intrigant durch und durch. Das erste, was er tut, wenn man neu in die Redaktion eintritt, ist, den Neuling vor den anderen Kollegen zu warnen. So hat er es mit mir gemacht, so hat er es gewiß auch mit Ihnen gemacht. Ich rate Ihnen, Baron, hüten Sie sich vor ihm, und ebenso vor dem Börsenmenschen mit dem Zylinder! Ich bin jederzeit bereit, zu Ihnen zu halten — lieber Gott, die alte Soldatenanständigkeit, die einem nicht aus den Knochen geht.“

Das Gespräch wurde durch Herrn Pretzel unterbrochen, der sich behäbig an den Tisch setzte und seinen Krug vom Büfett herüberbringen ließ. Er sah nicht gut im Gesicht aus, und Peter ließ eine dahin zielende Frage fallen.

„Sorgen, mein verehrter Herr Baron, Sorgen!“

„Aber wie können Sie von Sorgen sprechen? Ihr Geschäft ist doch immer so besucht! Auch heute wieder, diese Fülle!“

„Es kommt aber nicht viel heraus, Herr Baron. Am Essen verdiene ich so gut wie nichts, und an den Getränken — wenn nur das Ankreiden nicht erfunden wäre.“

„Aber so machen Sie doch einen Anschlag, Herr Pretzel, dort über dem Büfett: ‚Speisen und Getränke werden nur gegen Barzahlung verabreicht!‘ Sie sollten sehen, das hülfe.“

„O ja, das hülfe!“ Pretzel lachte. „Wissen Sie, was die Folge wäre? Daß kein Mensch mehr herkäme, und daß ich mit meiner Kellnerin allein im Lokal hauste! Das wäre die Folge.“

„Sie malen grau in grau, Herr Pretzel! Denken Sie nur an die Eigenart Ihres Publikums. Man kommt doch hier nicht nur her, um zu essen und zu trinken, sondern weil gemeinsame Interessen —“

„Ach, du lieber Gott! Machen Sie sich eine Vorstellung! Nein, liebster Herr! Alle Achtung vor unseren Literaten, die in den großen Redaktionen sitzen und am Ersten pünktlich ihr Päckchen Goldfüchse aufgezählt erhalten — das sind Leute nach meinem Geschmack. Aber die sind zumeist verheiratet und bleiben abends solide zu Hause; wenn sie aber ausgehen, dann kommen sie nicht nach der Landsbergerstraße zu Pretzeln. Was hier verkehrt, das ist jenes Genre, das man nach Pariser Vorbild ‚Bohême‘ getauft hat. Allerhand Existenzen, die nichts gelernt haben, aber wunder welche Talente zu besitzen glauben. Leute, die sich so lange als lyrische oder dramatische Revolutionäre geben, bis ihnen der sichere Hafen eines gut bürgerlichen Berufes winkt. Leute, die jede moderne Frisur und jede neue Krawatte mitmachen, zumeist aber kein Nachthemd besitzen. Leute, die bei mir monatelang anschreiben lassen und, wenn ich endlich bescheiden mahne — weil ich doch selbst Miete und Steuer zahlen muß — von Philistertum sprechen und — ein anderes Lokal beehren.“

„Und wovon leben diese Leute?“

„Von der Gutmütigkeit, oder nennen Sie es auch geradezu Dummheit solcher Leute, wie ich bin; von gelegentlichen kleinen Einnahmen für Artikel, mit denen sie bei den Blättern hausieren gehen; von nicht ganz sauberen Reklamegeschäften; vom Pump, und endlich von der gegenseitigen Beweihräucherung.“

Peter machte ein so enttäuschtes Gesicht, daß Golm wieder zu lachen anfing.

„Der aus allen Literaturhimmeln gestürzte Baro ab et de Hollern!“

Auch Herr Pretzel lächelte:

„Sie haben es sich wohl etwas anders vorgestellt; nun — schließlich sehen alle Dinge in der Ferne entfernt aus. Übrigens sind Sie ja wohlgebettet. Müllers Zeitschrift ist, wenn auch klein, so doch gut fundiert, Ihren Kontrakt haben Sie in der Tasche, da kann Ihnen das ganze Zigeunertum gleichgültig sein. Ich scheide nämlich drei soziale Klassen hinsichtlich der Schriftstellerei. Klasse eins: die Aristokratie. Das sind die freien, großen Schriftsteller mit Namen. Die Leute, die niemand zu kritisieren wagt und die sich eine Villa am Lago Maggiore kaufen können. Klasse zwei: der Bürgerstand. Das sind die Redakteure unserer Tagespresse. Zumeist solide Herren mit tüchtigen Kenntnissen, Lust und Liebe zur Sache und in gesicherten, wenn auch nicht allzu goldigen Verhältnissen; Klasse drei: die Zigeuner, das Pack. Das sind vor allem meine hochgeehrten Gäste — die Anwesenden ausgenommen. Ich gehöre leider auch dazu.“

Nachdem Herr Pretzel so gesprochen, ergriff er den Deckelkrug und ließ trüben Auges einen halben Liter Echtes hinter der Binde verschwinden. Dieses Ereignis tröstete ihn so sehr, daß er wieder aufstehen und seinen anderen Pflichten als Wirt nachgehen konnte.

Arg verstimmt trat Peter den Heimweg nach seiner bescheidenen Wohnung in der Yorkstraße an.

Welch kleinliche Auffassung von all diesen Dingen, dachte er. Leute, denen das Leben so mitgespielt hat, daß sie sich absolut nicht zu einem höheren Gesichtspunkt aufschwingen können! Wenn die Kunst wirklich nur eine Milchkuh wäre, wahrhaftig, dann hätte ich besser in Insterburg Stiebeln und Feldmützen revidieren können. Aber das ist ja nicht der Fall! Es gibt doch noch Begeisterung, das fühle

ich an mir selbst; und wie ich, empfinden sicherlich Tausende. Diese Menschen lassen sich allerdings in die Kategorien des braven, biersaufenden Pretzel nicht einreihen. Aber sie sind doch da, und dieses Bewußtsein tröstet mich!"

Als Peter den südlichen Teil der Friedrichstraße passierte, fluteten gerade Hunderte und aber Hunderte aus dem Apollotheater, das soeben seine Vorstellung beendet hatte. Ein Herr in Zylinder, der das Theater verließ, zog höflich den Hut.

„Guten Abend, Herr Baron!"

„Ah — Sie sind es, guten Abend, Herr Abramsohn! War es nett?"

„Wie immer! Aber Sie kennen das Apollo wohl noch nicht?"

„Doch — von früher!"

„Sonst würde ich Ihnen gern Auskunft erteilen —"

„Danke schön! Spezialitätenbühnen kommen für mein Ressort ja nicht in Betracht."

„Allerdings. Aber — was ich schon lange sagen wollte — wenn ich Ihnen sonst irgendwie helfen kann — mit Vergnügen! Denn sehen Sie, Herr Baron, der Doktor Müller — und der Herr von Golm — nun, Sie sind ja ein kluger Herr, der alles schon lange durchschaut hat. Und damit wünsch' ich guten Abend, Herr Baron."

Peter schlief in dieser Nacht erst sehr spät ein, und als er den Schlummer gefunden hatte, da träumte er von einem Tanztrio: rechts Herr Abramsohn, links Herr Pretzel und in der Mitte Oberst Hummler.

12.

Mit Tränen im Auge hatte Meta am Silvesterabend die Rolljalousie im Bergerothschen Laden niedergelassen, die sie nicht mehr aufziehen sollte. Und als sie am Neujahrstag in dem riesigen Warenhause stand, wo sie eine Stellung gefunden, und wo der Verkehr in gigantischem Maß dahinrauschte, da überkam sie das Heimweh nach der stillen Ecke in der Elsasserstraße, nach den weißen Pappkartons und dem leisen Husten aus der Hinterstube. Jetzt erst fühlte sie, was sie verloren hatte, eine Art von Heimat und Sicherheit.

Entsprechend ihrer bisherigen Tätigkeit war sie in der Handschuhabteilung angestellt worden. Aber waren dort fünfzig, achtzig, hundert Kunden zu bedienen gewesen, so galt es hier von morgens bis abends fortwährend auf den Füßen zu sein, und das war für ihre schwache Konstitution zuviel. Peter besorgte ihr zum 1. Februar eine andere Stellung im Bureau eines Rechtsanwalts, die trotz mancher Beschwerden zwei Vorzüge hatte: Meta konnte sitzen, und sie hatte die Abende frei.

Letzteres wußte das junge Mädchen besonders dankbar zu schätzen, sah sie sich doch nunmehr in der glücklichen Lage, hin und wieder mit Peter die Theater besuchen zu können. Tante Scharnagel hatte ihren Widerstand aufgegeben, da sie kränkelnd und medizinierend sich doch außerstande sah, ihre Pflegetochter zu überwachen, und wohl auch wußte, daß solche Überwachung „das Unmöglichste von allem" vorstellt. Um so etwas zu wissen, braucht man ja kein Lope de Vega zu sein. Überdies trug sie sich mit der Absicht, dauernd nach Nieder-Neuendorf zur Cousine Kopsch hinauszuziehen, die schon lange eine Giebelstube bereit gestellt und noch am letzten Weihnachten von der guten Luft an der Havel gesprochen hatte. Ostern sollte der Umzug vor sich gehen, Meta mußte danach selbständig fortleben.

Von dieser Neugestaltung sprachen Peter und Meta eines Abends, als sie mit der elektrischen Bahn nach dem Theater des Westens hinausrollten, wo Signora Bellini, ein Gast aus italischer Flur, die für Koloratur-Primadonnen unerläßliche Violetta in Verdis „Traviata" singen sollte.

„Deine wievielste Oper ist das nun, Meta?"

„Meine dritte, Peter! Als Kind war ich mal mit Mutter im ‚Freischütz'; ich weiß aber nichts mehr davon, als eine Eule mit roten Augen. Und dann neulich mit dir in der ‚Weißen Dame' — hu, das war schrecklich schaurig, wie das Gespenst kam — weißt du noch?"

„Aber es war ja gar kein Gespenst, Meta, sondern das junge Mädchen, das sich verkleidet hatte. Und gesetzt den Fall selbst — so müßtest du Geist sagen, aber nicht Gespenst. Der Geist der Frau von Avenel. Das ist doch ein Unterschied, nicht?"

„Ich weiß nicht, Peter."

„Im Wort Gespenst liegt etwas Albernes, Schreckhaftes, Ungebildetes, im Wort Geist etwas Hohes, Erhabenes, Vornehmes. Das Wort Geist klingt schon ganz anders; Gespenst — da denkt man immer an eine Karikatur."

An der zweiten Haltestelle vor dem Theater stieg das Paar aus.

„Ich denke, wir gehen das letzte Stückchen, man kann dann besser schwatzen."

„Wie du willst, Peter, es ist ja auch nicht so kalt."

„Wenn wir in Zukunft in das Theater gehen, mußt du einen wärmeren Mantel haben, Kleine; ich werde dir einen besorgen."

„In Zukunft? Ob ich dazu kommen werde?"

„Wie meinst du das?"

„Wir sprachen doch schon davon — Tante Frieda zieht."

„Und du ziehst nicht mit."

„Gewiß nicht — aber wie das werden soll?"

„Ich helfe selbstverständlich, Meta!"

„Du Guter! Aber es ist mir so schrecklich —"

„Sei kein Gänschen, das ist ja meine Pflicht."

„Nein, deine Pflicht ist es nicht — und was bin ich dir denn?"

„Mehr als du denkst, Puppe — du bist der einzige Mensch, den ich habe."

„Du Armer! — Aber ich bin ja auch allein."

„Paul und Virginie — wenn wir mehr Zeit haben, werde ich dir davon erzählen."

„Wer ist denn das?"

„Ein Liebespaar."

„Hier in Berlin?"

„Nein, hier nicht, Kleinchen; weit unten auf einer Insel im Weltmeer!"

Es war noch ziemlich früh, als Peter und seine Begleiterin ihre Plätze im Parkett einnahmen, und Meta zeigte sich darüber entzückt.

„Ach, es ist so spannend," sagte sie, „alle Leute kommen zu sehen. Und dazu die Töne, wenn sie unten ihre Instrumente stimmen, und der eigentümliche Geruch in allen Theatern — das finde ich herrlich." Dann studiert sie den Zettel. „‚La Traviata' — das muß doch ein Name sein — aber auf dem Zettel steht keine, die so heißt."

„Es ist kein Eigenname, Kind; es ist eine Gattungsbezeichnung. Es bedeutet eine Frau, die vom richtigen Wege abgeirrt ist, und wir würden es vielleicht am besten ‚Die Verlorene' übersetzen."

„Ach — dann ist es wohl ein trauriges Stück?!"

„Das wirst du ja sehen — ich verrate nichts vorher."

Vom Theaterzettel wanderten Metas Augen wieder in das Publikum hinein.

„Sieh mal, die Dicke, Peter — o Gott!"

„Wahrscheinlich eine Riesendame aus der Hasenheide."

„Ach — und da — da kommt eine Elegante —"

„Wo — die blaue?"

„Nein — hier rechts vom Vorhang."

Peter musterte die Proszeniumsloge und erkannte seine Schwester Grete. Gleich darauf betrat auch ihr Gatte, Graf Mönch, die Loge.

„Es ist eine Offiziersdame, Peter, ich hab' es mir gleich gedacht, wie sie so hereinkam. Sieh mal, wie schick die aussieht. Das Modefarbne, das sie anhat —! Gefällt die dir?"

„Mir gefällst nur du!"

„Ich bin so häßlich — gegen die! — So eine mußt du einmal heiraten, Peter." —

Das Vorspiel begann, Dunkelheit senkte sich auf das Haus, und damit schwieg auch die Unterhaltung zur Befriedigung Peters, der von dem Zusammentreffen mit Mönchs nicht erbaut war; er nahm sich vor, im Zwischenakt, wenn das Publikum in das große Foyer hinausflutet, unten im Erdgeschoß zu bleiben, um einer Begegnung vorzubeugen.

Signora Bellini hustete bis in die dreigestrichene Oktave und brachte Violettens Tuberkulose durch einige Staccatipassagen zu überzeugendstem Ausdruck; dann hielt Papa Germont mit ihr eine höchst ernste Zwiesprache über die Flüchtigkeit der Jugend und den Wert sittlicher Lebensführung, und schließlich schloß er seinen leichtsinnigen Herrn Filius mit einem sentimentalen Andante piuttosto mossoi in die treuen Vaterarme.

Danach allgemeiner jubelnder Beifall, fünf Hervorrufe, ein Lorbeerkranz mit Schleife in italienischen Farben, Signorina, die Hand auf dem Herzen: „Come io sono felice!" vor der Gardine, und allgemeiner Aufbruch zu Bier und Butterbrot am Büfett.

„Herrlich, herrlich! Nicht wahr, Peter?"

„Es ging an, Kleine!"

„Du bist nie ganz zufrieden, Peter."

„Das darf die Kritik auch nicht sein."

„Aber wieso nicht?"

„Weil sie es immer noch besser versteht! — Aber genug davon, wir wollen hier unten links hinuntergehen — oben ist nicht viel los."

Meta nahm an einem Tisch des hübsch dekorierten, an den Wandelgang anschließenden Restaurants Platz, und Peter trat an das Büfett, um ein Glas Bier zu bestellen. Während er in seinem Geldbeutel nach kleiner Münze suchte, fühlte er einen leisen Schlag auf die Schulter. Er sah auf — es war Mönch.

„Da haben wir den Ausreißer!"

„Guten Tag, Mönch — wie geht es, was machen Sie?"

„Danke, Hollern — hab' ich Sie doch richtig erkannt."

„Sie haben mich oben gesehen?"

„Natürlich! Sie uns doch auch?"

„Gewiß — und Grete?"

„Ist oben in der Loge geblieben."

„Und Sie kommen zufällig hier runter?"

„Nicht zufällig — absichtlich! Um Sie zu sehen, Hollern."

„Sehr gütig — ja — aber wie?"

„Ach so, Sie meinen die resüsierte Neujahrskarte — daß ich's nicht war, können Sie sich wohl denken."

Peter schüttelte dem Schwager die Hand.

„Nein — nein — ich wußte wohl. Und was machen die Eltern und Stella?"

„Wollen Sie ganz offenes Tableau haben, Hollern? Nicht wahr? Ja! Was kann es Ihnen auch nutzen, wenn ich schönfärbte — also direkt heraus — sie sind wütend: das heißt Papa, Mama, Grete und Onkel Lerius. — Kommen Sie, wir stellen uns hier in die Fensternische — so — wütend! Wie ich über Ihre Geschichte denke, das sehen Sie ja an meiner Anwesenheit. Ich nehm's leicht. Leute mit Ihrem

Kopf, liebſter Peter, kommen überall durch; ſintemalen Sie ja nicht geſcheitert, ſondern freiwillig gegangen ſind. Aber Sie haben noch einen viel wärmeren Verteidiger als mich — Stella."

„Stella — das gute Kind!"

„Ja! Sie iſt förmlich rabiat geworden, kann ich Ihnen ſagen. Nicht wahr, kaum zu glauben, wenn man ſich vorſtellt, wie ſanft ſie früher war. Mit meiner Frau ſteht ſie auf ausgeſprochenem Kriegsfuß —"

„Meinetwillen?"

„Ihretwillen! Und ſogar zu Onkel Lerius, den ſie doch ſonſt anbetet — ſchon der Farbenklexerei wegen — hat ſie neulich geſagt, ſie verſtünde unter ariſtokratiſchem Standesgefühl, daß man zuſammenhielte in guten und böſen Tagen, nicht aber die große Exkommunikation über jedes Familienglied verhänge, das ſeinen eigenen Geſchmack zu haben wage. Onkel Lerius war ſprachlos; er putzte zehn Minuten ſein Monokel, ohne eine Antwort zu finden, und ging ſchließlich ſtill von dannen."

„Die gute Stella — ich werde ihr ſchreiben — vielleicht kann ſie die Geſchichte etwas ins Gleis bringen."

„Das iſt Stellas und mein aufrichtiger Wunſch. Und das iſt auch eigentlich der Grund, weshalb ich heruntergekommen bin. Ich will gern vermitteln, Hollern, wenn beide Parteien etwas entgegenkommen."

„Natürlich tue ich das, Mönch, ſoweit es in meinen Kräften liegt; es iſt ſelbſtredend für mich kein ſehr angenehmes Gefühl, hier quaſi in der Luft zu hängen, an einem Ort mit meinen Angehörigen zu wohnen und ſie nicht ſehen zu können."

„Nun — es freut mich, daß ich Sie im Prinzip bereitwillig finde. Und bei erſter Gelegenheit werde ich auch auf der anderen Seite meine Minierverſuche anfangen. Daß die Geſchichte nicht binnen achtundvierzig Stunden zu regeln iſt, darüber ſind wir beide ja klar, nicht wahr? Aber in einigen Wochen hoffe ich alles applaniert zu haben — Ihre Adreſſe habe ich ja. — Und wie geht's mit der Schriftſtellerei?"

„Auch nur Schritt für Schritt, aber doch vorwärts."

„Freut mich — da klingelt es übrigens — adieu, Hollern, ich will wieder rauf. Grüßen ſoll ich wohl nicht, wie?"

„Heute noch nicht — adieu, Mönch! Laſſen Sie bald von ſich hören."

Kirchgang. Nach einer Aufnahme von Rich. Wörſching.

Meta war zu feinfühlig, um an Peter die Frage zu richten, wer der Gardeoffizier geweſen, mit dem er ſoeben geplaudert hatte und der oben in der Loge neben der ſchönen Frau ſaß. Aber andererſeits plagte ſie doch zu große Neugierde, und mit dem Talent, das nun einmal den Frauen eigen, brachte ſie durch Kreuz- und Querfragen nach einiger Zeit heraus, was ſie wiſſen wollte: Graf Naſſenſtein mit Gattin, Peters Schweſter. Und mit einem Male überkam ſie ein gedrücktes Gefühl; ſie fühlte inſtinktiv den Unterſchied, der ſie, das kleine Bürgermädchen, das bei einem Rechtsanwalt bedienſtet war, von der großen Welt trennte, zu der auch ihr Peter gehörte. Sie ward ſchweigſam, blickte öfter nach der Proſzeniumsloge als nach der Bühne, und wußte ſchließlich nicht einmal, was oben auf der Szene geſchehen war.

Auch Peter hatte ſeine kritiſchen Gedanken nicht völlig beiſammen. Wie ein Lufthauch aus einem anderen Klima hatte ihn die kurze Unterredung mit Mönch angemutet: ſeit Wochen die erſte Nachricht aus dem Elternhauſe, eine Ausſöhnung nicht außer dem Bereich aller Möglichkeit! Was war ihm dagegen „Traviata" und Signora Bellini? Wenn Mönch und Stella ſeine Partei nahmen, dann mußte, mußte es ja wieder gut werden. — —

Der Februar ging für Peter ziemlich einförmig dahin. Vormittags saß er in seiner Redaktion, abends im Theater. Meta fehlte nur selten an seiner Seite, wenn Tante Frieda allzusehr über Reißen klagte oder wenn der Rechtsanwalt so stark beschäftigt war, daß er sein Personal noch in den Abendstunden in Anspruch nehmen mußte.

Eines Abends, als Peter sich soeben rüstete, nach dem Schauspielhause zu fahren, erhielt er einen Brief ohne Unterschrift, der ihn auf das tiefste erregte. Der Anonymus oder die Anonyma — denn es war eine fließende, zierliche Handschrift, wie sie Männer selten schreiben — machte in gutem Deutsch „dem Herrn Doktor" Vorwürfe über seine Beziehungen zu Meta. „Das junge Mädchen", hieß es in dem Schreiben, „steht im Begriff, ihr ganzes Lebensglück zu gefährden. Auch in schlichten, bürgerlichen Kreisen hat man Ehrgefühl, und ein rechtschaffener Mann wird in jedem Stande Bedenken tragen, ein Mädchen zu heiraten, die mit einem anderen monatelang oder gar jahrelang Abend für Abend in Theatern oder anderen zweifelhaften Lokalen zugebracht hat. Wenn Sie, Herr Doktor, ein anständiger Charakter sind, so brechen Sie den Verkehr ab. Frau Frieda Scharnagel, die Tante von Meta Töpfer, verläßt am 1. April Berlin, und für ihre Nichte hat sich auch eine Versorgung geboten. Ein junger Tischlermeister hält um Meta Töpfer an. Der Mann hat sein sicheres Brot und gute Kundschaft; das ist genügend, um eine Frau glücklich zu machen, und ein Angebot, das man nicht abweisen darf. Oder wollen Sie, Herr Doktor, Meta heiraten?"

Zuerst, nachdem er den Brief flüchtig gelesen, lachte Peter laut auf. „Ein Anonymus! Unsinn, wenn ich mir darüber den Kopf zerbreche." Aber dann, nach der zweiten Lektüre, kamen ihm doch ernste Bedenken, und schließlich bemächtigte sich seiner eine solche Unruhe, daß er den Theaterbesuch, der heute nicht unerläßlich war, aufgab. Hatte der unbekannte Absender unrecht? Gefährdete er nicht wirklich Metas Zukunft? Und dann der Heiratsantrag?!

Torheit! der ganze Brief war ein Lügengespinnst! Aber welchen Zweck hätte dann der Schreiber verfolgt? Vielleicht Meta von ihm zu trennen? War der ehrsame Tischlermeister nur eine Fiktion? — Und der ganze Ton des Briefes, der Ehrlichkeit verriet! — Aber Meta hatte doch nichts verlauten lassen! — Vielleicht Tante Frieda? — Oder Frau Kopsch? Oder Herr Bergeroth?

Je länger er nachdachte, desto unklarer wurde Peter über den mutmaßlichen Verfasser der Epistel, über den Zweck des Briefes und auch über die Einwirkung, die er der anonymen Zuschrift auf sein Verhältnis zu Meta gönnen sollte. In manchen Augenblicken wollte es ihm erscheinen, als müsse alles vorüber sein, als könne er nicht mehr mit ruhigem Gewissen an ihrer Seite sitzen; dann — nach wenigen Minuten — sagte er sich, es sei eine Narrheit, um des Geschreibsels einer feigen Seele willen, die nicht einmal ihren Namen nennt, die lieben Bande zu zerreißen, die freundlichen Abende aufzugeben, auf denen nicht der leiseste Makel ruhte. Und schließlich gelangte er zu dem Vorsatz: „Morgen, wenn wir ins Theater gehen, will ich Meta selbst fragen! Vielleicht kennt sie die Handschrift, und jedenfalls wird sie mir über die Antragsgeschichte klaren Wein einschenken. Wahrscheinlich wird sie aber lachen, wie sie nur lachen kann. Übermütig und schier ohne Ende, bis ihr die Haarnadeln aus dem blonden Dutt fallen!"

Meta lachte aber nicht, sondern machte im Gegenteil ein ernsthaftes Gesicht.

„Weil du es also wissen willst, Peter — ja, es hat einer um mich angehalten. Aber das war schon vor Weihnachten und ist nun vorbei."

„Weshalb ist es vorbei, Kleine?"

„Weil ich ihm abgesagt habe."

Peter schwieg geraume Zeit.

Endlich nahm Meta wieder das Wort.

„Bist du mir böse?"

„Weshalb sollte ich wohl böse sein, Meta?"

„Es wäre doch vielleicht besser gewesen, wenn ich den — den genommen hätte, besser für dich, Peter."

„Red' kein dummes Zeug, Kleinchen."

Sie machte ängstliche Augen und sagte kein Wort mehr. —

Einige Tage nach diesem Vorfall erhielt Peter eine Aufforderung von Mönch, mit ihm in der Habelschen Weinstube zusammenzutreffen.

„Es ist natürlich in Sachen des Friedensschlusses," sagte der Gardefüsilier, nachdem die beiden Schwäger in einer stillen Ecke Platz genommen und mit den Römern angeklingt hatten, „und ich hoffe, wir kommen heute ins reine. Zunächst soll ich Ihnen einen ganzen, vollen, herzlichen Gruß von Stella bestellen, und dann so einen kleinen dreiviertel Gruß von Onkel Lerius."

„Schönsten Dank, lieber Mönch. Und die Eltern?"

„Hören Sie nur zu, Peter! Es wird sich alles schon historisch entwickeln. Na — also! Im Anfang hatte ich schwere Mühe, und ich mußte, um mich sachgemäß auszudrücken, den ‚formellen Angriff' eröffnen. Sie erinnern sich noch, was? Von der Akademie — als uns der Knaggenbalkenmajor das Zeug vortrug. — Aber allmählich kam die Angelegenheit in Fluß, und in den letzten Tagen habe ich einfach Bresche geschossen. Der Festungskommandant, das heißt Papa Oberst, will kapitulieren,

und ich hoffe, Sie können demnächst mit fliegenden Fahnen in die Arme der Familie einziehen."

„Sie sind rührend gut, Mönch!"

„Ach wo — weiter! Selbstverständlich ergibt sich Haus Hollern nicht ohne weiteres, sondern es stellt seine Bedingungen."

„Schießen Sie los, Mönch."

„Punkt 1: Sie geben die Schriftstellerei auf. Wenigstens die berufsmäßige. Zu Hause können Sie dichten, wie Schiller und Goethe, aber nicht als Angestellter eines Presseorganes."

„Aber wovon soll ich denn existieren?"

„Geduld, mein Fürst! Hören Sie weiter. Punkt 2: Zu Ostern lassen Sie sich an der hiesigen Universität immatrikulieren, Jura natürlich, und besuchen drei Jahre fleißig Ihre Kollegien. Dann machen Sie den Referendar."

„Sehr schön — aber wovon soll ich —?"

„Punkt 3: Nachdem Sie ein Jahr Referendar gewesen, treten Sie zur Regierung über. Punkt 4: Sämtliche Kosten bis hierher trägt Papa Hollern gemeinsam mit Onkel Lerius. Vorausgesetzt wird, daß der stud. jur. von Hollern solide im Elternhaus lebt, Extravaganzen meidet und mit einem kleinen Taschengeld auskommt. Punkt 5 und Schluß: Den nunmehrigen Regierungsreferendar und Oberleutnant d. R. Grenadier-Regiment 15 wird Onkel Lerius durch seine Verbindungen ins Auswärtige Amt lancieren. Da dazu aber Geld — Geld und nochmals Geld nötig ist, so wird der Herr Referendar sich unter den wohlhabenden Töchtern des Landes umsehen. Er ist alsdann anfang der Dreißiger, also im besten Heiratsalter. Nach sotanen Vorgängen ist die Karriere, die Zukunft, das Budget gesichert und der kleine Schaden repariert! Aus!"

„Das also sind die Bedingungen?"

„Ja! Und wie Sie zugeben werden, Peter, sehr liberale!"

„Von Ihrem Standpunkt aus wohl, Mönch. Von meinem — das wäre die Frage!"

„Was? Sie greifen nicht mit beiden Händen zu? Sie lehnen ab?"

„Weder das eine noch das andere; ich verlange Bedenkzeit. Über sein Lebensglück entscheidet man nicht zwischen dem zweiten und dritten Glas Winkler Hasensprung."

„Das seh' ich ein! Obwohl —"

„Kein ‚obwohl' — Schwager! Jedenfalls meinen herzlichen Dank für Ihre Mühe! Ich werde mir die Vorschläge überlegen und Ihnen in einiger Zeit meinen Entschluß mitteilen. Um Ihnen aber im voraus — und das bleibt unter uns — eine Andeutung davon zu geben, was ich gegen die Bedingungen meiner Familie einzuwenden hätte: Haben Sie, der notorisch reiche Mann, eine Vorstellung von dem Gefühl materieller Abhängigkeit? Können Sie, der Soldat par excellence, mir den Begriff schriftstellerischer Freiheit nachfühlen? Soll ich die Fesseln des Soldatenrockes abgeworfen haben, um mich in die Ketten einer Zivil-Staatskarriere schmieden zu lassen? Soll ich, der als Offizier Vorgesetzter war, jetzt eine Art von Schuljunge und Schreiber — denn das ist doch der Student und Referendar — werden? Soll ich unter der Fuchtel in Steglitz leben, jeden Pferdebahngroschen mir erbitten, jedes Ausbleiben über Haustürschluß entschuldigen müssen? — Lieber Mönch, ich bin nicht mehr achtzehn, ich habe Selbständigkeit gekostet!"

Mönch schüttelte den Kopf.

„Was Sie da von schriftstellerischer Freiheit sagen, das verstehe ich allerdings nicht. Aber mich dünkt, in jedem Beruf gibt es Grenzen, die uns einengen und ein gewisses Wirkungsfeld, auf dem wir freier Herr sind. Was aber die materielle Abhängigkeit des Elternhauses anlangt, so meine ich, daß Sie einmal nicht abhängiger sein werden, als Sie als Leutnant waren, denn da bekamen Sie auch Ihre Zulage; sodann aber sollten Sie doch wohl das Feingefühl Ihres guten Papas höher einschätzen; er wird Ihnen die Situation nicht unnötig erschweren."

Sie sprachen des längeren hin und her und kamen endlich zu diesem Resultat: Mönch sollte sagen, Peter sei im Prinzip bereit, die Beziehungen zu den Seinen aufzunehmen; er müsse sich jedoch die Vorschläge im einzelnen überlegen und werde nach einiger Zeit Mitteilung geben. —

Peter ging nach dieser Unterredung ruhig seiner Beschäftigung nach, ohne viel an die einzelnen Punkte des Familienvorschlages zu denken; die Freude, mit den Seinigen wieder auf den normalen Fuß zu gelangen, überwog die Bedenken. Als aber eine Woche vorüber war und die Notwendigkeit an ihn herantrat, eine Entscheidung zu fällen, da wuchsen plötzlich die Einwände, die er seinem Schwager bereits angedeutet hatte, zu riesigen Dimensionen.

„Warum habe ich den Abschied genommen?" fragte er sich. „Doch nur, um frei zu sein! Wo bin ich freier, als in meiner jetzigen Stellung, die mir gestattet zu leben, wie ich will?! Wenn ich den Propos Mönchs annehme, wozu war überhaupt das Opfer? Dann hätte ich ruhig Soldat bleiben können! Und Jura? Diese entsetzliche, phantasielose Wissenschaft!"

Das war der eine Gesichtspunkt; und der andere hieß Meta! Was sollte aus ihr werden? Sie hatte aus Liebe zu ihm einen Antrag abgelehnt — war dies Opfer nicht ein gleiches wert? Eine Trennung von ihr war unerläßlich, wenn er den Weg der Familie beschritt, in ihrem wie in seinem Interesse. Aber konnte er noch ohne sie existieren?

(Fortsetzung folgt.)

Bismarck und Moltke über den Krieg.

„Wir können durch Liebe und Wohlwollen leicht bestochen werden — vielleicht zu leicht — aber durch Drohungen ganz gewiß nicht! Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt; und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, die 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß derjenige, der die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!“ Bismarck.

„Es ist nicht die Furcht, die uns friedfertig stimmt, sondern gerade das Bewußtsein unserer Stärke, das Bewußtsein, auch dann, wenn wir in einem minder günstigen Augenblick angegriffen werden, stark genug zu sein zur Abwehr, und doch die Möglichkeit zu haben, der göttlichen Vorsehung es zu überlassen, ob sie nicht in der Zwischenzeit doch noch die Notwendigkeit eines Krieges aus dem Wege räumen wird.“ Bismarck.

„Die größte Wohltat im Kriege besteht darin, daß derselbe rasch beendet wird. Im Hinblick auf dieses Ziel muß es gestattet sein, alle Mittel anzuwenden, mit Ausnahme derjenigen, die positiv zu verdammen sind. Ich kann mich in keiner Weise mit der Deklaration von St. Petersburg einverstanden erklären, wenn dieselbe behauptet, daß ‚die Schwächung der militärischen Kräfte des Feindes‘ den einzigen und berechtigten Modus der Kriegführung darstellt. Nein, man muß den Angriff gegen alle Hilfsmittel der feindlichen Regierung, ihre Finanzen, Eisenbahnen, Vorräte und selbst gegen ihr Prestige richten.“ Moltke.

„Glücklich die Zeiten, wo die Staaten nicht mehr in der Lage sein werden, den größten Teil aller ihrer Einnahmen zu verwenden bloß auf die Sicherheit ihrer Existenz, wo die Regierungen nicht nur, sondern auch die Völker und die Parteien sich überzeugt haben werden, daß selbst ein glücklicher Feldzug mehr kostet als er einbringt, denn materielle Güter mit Menschenleben zu erkaufen, kann kein Gewinn sein!“ Moltke.

„Ich glaube, daß in allen Ländern die bei weitem überwiegende Masse der Bevölkerung den Frieden will, nur daß nicht sie, sondern die Parteien die Entscheidung haben, die sich an ihre Spitze gestellt haben. Die friedlichen Versicherungen unserer beiden Nachbarn in Ost und West — während übrigens ihre kriegerischen Vorbereitungen unausgesetzt fortschreiten —, diese friedlichen und alle übrigen Kundgebungen sind gewiß sehr wertvoll; aber Sicherheit finden wir nur bei uns selbst.“ Moltke.

Miniaturbildnisse.

Von Hans Marshall.

In der Gartenszene des 4. Aufzugs von Schillers „Räubern“ zieht Amalia das Bild Karls aus dem Brustausschnitt ihres Gewandes und heftet starr das Auge auf das Gemälde. Heute würde bei einer Sehnsuchtsanwandlung Liebender eine Photographie zutage kommen, die aber von gewissen Äußerungen bangender Herzen nicht allzuoft betroffen werden dürfte, weil sie gegen das Naß aus dem „versilberten Auge eines Engels“ weniger widerstandsfähig wäre als das Medaillon der Amalia v. Edelreich. Nehmen wir an, das salzigen Liebestränen ausgesetzte Bildnis des Räubers Moor sei mit Emaillefarben auf Metall gemalt gewesen. Solche dauerhaften Kleinbildnisse wurden, ehe die Erfindung der weniger dauerhaften Photographie den Austausch von Bildern erheblich in die Breite wachsen ließ, in vornehmen Kreisen als Erinnerungszeichen der Freundschaft und Liebe oder als besondere Gunstbezeigung häufig verehrt. Auch auf Elfenbeinblättchen und später auf Porzellanscheiben wurden sie fein säuberlich gepinselt. Aber nicht nur als selbständige, kleine Kunstwerke wurden sie von leichter Malerhand geschaffen, auch als Schmuck für mancherlei Gegenstände, wie Puder- und Tabaksdosen, Tassen, Kannen und anderes Geschirr, Fächer, Uhrendeckel waren sie lange Zeit, besonders im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, sehr beliebt Hervorragende Menschenköpfe auf Pfeifenköpfen, deren Verschwinden man nicht zu beklagen braucht, Gustav Richters Königin Luise und Photographien lieber Verwandter auf Broschen reichen als Verfallsreste bis an unsere Zeit heran. Vielleicht gelingt es unserem reformatorischen Kulturwillen, auch das Miniaturporträt trotz der Photographie zu neuer künstlerischer Blüte zu bringen. Eine anmutige Kleinkunst und ein verfeinerter Geschmack würden sich gegenseitig fördern zum künftigen Ruhme der Gegenwart, und vielen Malern wäre geholfen mit der Möglichkeit, groß im Kleinen zu sein. Das sind Maler von Miniaturbildnissen in vollem Maße gewesen. Durfte doch vom Porträtisten der Königin Elisabeth von England Nickolas Hilliard gesagt werden: „A hand or eye — By Hilliard drawn — Is worth a history — By a worse painter made.“ Und glänzt nicht in der Reihe der Großen im Kleinen auch der Name eines, der groß war im Großen, der Hans Holbeins des Jüngeren?

Daß neue Verſuche, dieſe Kleinkunſt zu einem Grad-meſſer für unſeren Geſchmack zu beleben, auf Entgegen-kommen rechnen dürften, läßt ſich annehmen; denn die Vorliebe für das Minia-turporträt iſt gerade jetzt be-ſonders ſtark als Sammler-intereſſe. Große Ausſtellun-gen, namentlich in England, Verſteigerungen, auf denen zuweilen erſtaunlich hohe Preiſe für ein Bildchen von Cosway, Iſabey, Füger er-zielt werden, bezeugen, daß der Kreis der Liebhaber für dieſen Kunſtzweig nicht nur nicht klein, ſondern recht groß iſt. Seine weiteſte Peripherie umfaßt das Mi-niaturporträt des 18. und 19. Jahrhunderts. Aber viele Sammler erwerben wohl lieber eine Galerie ſchöner Damen als zierlicher Kunſt-werke. Wer Wert legt auf beſondere Seltenheiten, geht auch einmal mit ſeiner Sammlung zurück bis ins 17. und 16. Jahr-hundert und verleibt ihr, wenn ſich Gelegenheit bietet, Arbeiten ein von den Franzoſen Jean Foucquet und dem Hofmaler Franz' I., François Clouet, den man den franzöſiſchen Holbein nennt, oder von den engliſchen Meiſtern der „Painting in little", dem puritaniſch-ernſten Samuel Cooper (1609 bis 1672), der die Köpfe Karls II. und Oliver Cromwells gemalt und die Kraft und Freiheit der Öl-malerei auf das Miniaturporträt übertragen hat, und dem ſtark von van Dyck be-einflußten Peter Oliver. Auch der Schweizer J. Werner, der 1710 dreiundſieb-zigjährig als Aka-demiedirektor in Berlin geſtorben iſt, und der ſteife, in der Farbe harte Dresdener C. F. Zincke (1684 bis 1767), der in England zu Anſehen und Geld gekommen iſt, zählen noch zu den von der Sammel-leidenſchaft der Nachwelt weniger betroffenen Künſt-lern. Mit Richard Cos-way (1741 bis 1821) be-ginnt die Reihe der allge-meinen Lieblinge. Er iſt vom Londoner Gaſſenjungen zum verwöhnten Günſtling der Geſellſchaft empor-gediehen und als reicher Mann geſtorben. Er iſt ſicher und anmutig in der Zeichnung, duftig und zart in der Farbe, aber nicht frei von einem Stich ins Süßliche. Die Engländer ſchätzten und ſchätzen dieſen Meiſter „in little" ſehr hoch. Darum muß man es als höchſte An-erkennung für die deutſche Kleinmalerei bewerten, daß ſie Heinrich Friedrich Füger den öſterreichiſchen Cosway nennen. Ein Zeit-genoſſe Cosways, der Emaillemaler Henry Boné (1756 bis 1834), vervollkommnete die Schmelzfarben durch chemiſche Verſuche und war ein Virtuos in ſeinem Fache. Sein Bildnis der Herzogin von Ports-mouth iſt in der Zeichnung des pikanten, von dunkeln Locken umringel-ten Köpfchens fein durchgeführt und in der fri-ſchen Farbe leben-dig durchwärmt von einem roten Ton. Man denkt bei dieſem an-mutigen, ovalen Geſicht mit den großen dunkeln Augen, der fei-nen Naſe, dem leiſe lächelnden, kleinen, vollen Munde an Por-träte der Malerin Vigée-Lebrun.

F. H. Füger: Bildnis der Prinzeſſin Eliſabeth Wilhelmine Luiſe.

K. J. A. Agricola: Mutter, Frau und Kind des Künſtlers.

In Frankreich ſetzte eine Blüte-

zeit des Miniaturporträts mit dem Klassizismus ein; die Person Napoleons und seine Umgebung gaben dann Stoff zu einer Fülle von Bildnissen der Kleinmalerei, die ihren guten Teil mit beitrug zur Verherrlichung des Kaiserreichs. Jedenfalls hat sie uns eine Menge kulturgeschichtlicher Urkunden vom Empire hinterlassen, durch die uns die Zeit in gefälliger Form wieder auflebt. J. B. J. Augustin (1759 bis 1832) läßt eine junge Frau am Spinett zwar Töne anschlagen, die noch aus dem Ende des 18. Jahrhunderts ins 19. herüberklingen, seinen Mäzen aber fand er erst in Ludwig XVIII. Guérins General Kléber mit dem temperamentvollen Gesichtsausdruck ist theatralisch bewegt von der heroischen Pose der David-Schule und strebt über den Maßstab der Miniatur hinaus. Für seine Zeit eine Art Anton Graff im Kleinen war der Hofmaler Napoleons I. Jean Baptiste Isabey, der die vornehmsten Persönlichkeiten eines halben Jahrhunderts gewissenhaft und doch nicht kleinlich, getreu und doch nicht ohne eigene Auffassung auf Elfenbein gemalt hat. Als er nach dem Sturze Bonapartes seinen Mäzen verloren hatte, ging er 1814 auf Talleyrands Rat

Henry Bone: Herzogin von Portsmouth.

nach Wien in der Hoffnung, dort Arbeit zu finden, wo die bedeutendsten Persönlichkeiten zu einem großen Ereignisse von politischer und gesellschaftlicher Bedeutung, zum Wiener Kongresse, sich zusammenfanden. Er sollte sich nicht getäuscht haben. Sein Atelier wurde bald ein gesuchter Ort für Fürsten, Diplomaten, Politiker, hohe Offiziere aller Nationen, und manchen Kongreßteilnehmer hat Isabeys spitzer Pinsel mit zarten Farben festgehalten. Er ist Wiener Kollegen, die von dem Kongresse gleichfalls ihren Vorteil hatten, ein Vorbild gewesen, dem nachzueifern Erfolg versprach.

In Wien genoß freilich damals schon ein Meister der Miniatur wohlverdienten Ruhm und durfte sich mindestens neben einen Isabey stellen: Heinrich Friedrich Füger. Nur hatte ihm längst der Fluß an seinen Augen, wie er 1798 an Gottfried Schadow geschrieben, Stillstand in einem Fache geboten, das er seit seiner Kindheit durch 30 Jahre hatte fortsetzen müssen, „um nicht eigensinnig oder undankbar gegen den Beifall des Publikums zu scheinen“. Füger malte dafür große, dem Ansehen eines Akademiedirektors würdigere Historienbilder, wie den „Tod

F. G. Waldmüller: Gattin und Kinder des Künstlers.

P. A. Hall: Die Malerin.

Ch. Hornemann: Selbſtbildnis.

J. B. J. Auguſtin: Junge Frau am Klavier.

des Germanikus", im klaſſiziſtiſchen Zeitgeſchmacke. Uns laſſen dieſe „Hauptwerke" des Künſtlers heute kalt, und die Kunſt wird wohl nie wieder auf ſie zurückkommen; doch ſeine kleinen, auf Elfenbein gemalten Bildniſſe werden jetzt auch von der Kunſtgeſchichte höher eingeſchätzt, als es der Maler ſelbſt getan hat. Er hat ſeine Miniaturen nur mit Rückſicht auf den Geſchmack ſeiner „Kundſchaft" gemalt, der in dieſem Fall einmal unbewußt von dem Künſtler das Richtige wünſchte und ihm damit einen Ehrenplatz in der Geſchichte der Malerei ſicherte. Im Porträt ließen ſich eben die Grundſätze des internationalen Neuklaſſizismus nicht durchführen, weil es den Wert eines Porträts verlöre, wenn es die Aufgabe, individuelles Leben bis ins Gewand der Zeitmode hinein zu offenbaren, mit der vertauſchen wollte, den Stil einer beſtimmten Kunſtrichtung zu bekennen. Es war auch zur Zeit des Klaſſizismus nicht jedermanns Sache, ſich nach Vorbildern griechiſch-römiſcher Götter- und Heroenbüſten

J. Guérin: General Kléber.

Abermann: Admiral Ulrik Chriſtian Gyldenlöve.

antikiſieren zu laſſen. Seien wir alſo für eine ſo ganz dem Leben abgewandte Kunſtperiode den Modellen der Bildnismaler beſonders dankbar für ihren Wunſch, daß ihre Porträte vor allem ähnlich ſeien. Durch ihn iſt uns im Lebenswerke Fügers neben Überlebtem viel erhalten geblieben, was auch vor unſeren Anſchauungen noch beſteht und berufen iſt, als lebendige Überlieferung fortzuwirken. Denn eine wünſchenswerte Wiedergeburt der Porträtminiatur könnte bei uns nur an die Arbeiten Fügers anknüpfen, der nach Naglers treffendem Urteile die Miniaturmalerei „in einer kühnen Manier“ behandelte. Franz Ritter v. Füger führt dieſes Urteil noch weiter aus, indem er ſagt, Heinrich Friedrich Fügers lebensvolle Porträtminiaturen ſeien in einer Weiſe ausgeführt, der nichts Zagendes und Ängſtliches anhafte; ſein geſchmeidiger Pinſel habe hier im Kleinen groß gearbeitet, mit flüſſiger Farbe die Flächen voll und breit anlegend, mit Tropfen korrigierend und retuſchierend, unbekümmert, ob die Mache etwa zu aufdringlich wirken könnte. Eine ſchöne Anerkennung ausländiſcher Kritik hat Fügers Kunſt im Katalog der Londoner Ausſtellung von Porträtminiaturen des Burlington Fine Arts Club im Jahre 1889 gefunden. Nachdem die deutſchen Paintings in little aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts für belanglos erklärt worden ſind, wird eine glänzende Ausnahme rühmend vermerkt: „Henri Frederic Füger, justly called the Cosway of Vienna. For delicacy of colour, correct drawing and general refinement, his miniatures will compare favourably with our Cosway, or the charming French artist, Hall.“ Der hier erwähnte P. A. Hall iſt 1739 in Schweden geboren und 1793 in Lüttich geſtorben und wurde von der Vigée-Lebrun der geſchickteſte Miniaturmaler ſeiner Zeit genannt. Wir geben von ihm das Bild „Die Malerin“ wieder. Man darf wohl annehmen, daß Füger in Sammlungen Arbeiten von Cosway und franzöſiſchen Malern geſehen und daß er ſie ſich zum Vorbilde genommen hat, aber ſein Genie überwand alle Einflüſſe und gab ſich ſelbſt in einer friſchen, kernigen, aller Süßlichkeit abholden Art. Seine leichte Malweiſe, die die Farbe zuweilen wie hingehaucht erſcheinen läßt, und ſein Hinneigen zu einer flotten, ſkizzenhaften Wirkung verleiteten ihn zuweilen, das feſte Knochengerüſt unter dem weichen Fleiſche zu wenig zu betonen und bekleidete Teile nicht körperlich auszufüllen; aber das ſind Mängel, die neben den Vorzügen nichts beſagen. Nicht der kleinſte dieſer iſt das echt deutſche Weſen der Fügerſchen Kunſt. Wo eine ſtarke Eigenart ſich freimütig mitteilt, wird auch nie die nationale Seele fehlen. Heinrich Friedrich Füger, der große Maler kleiner und der kleine Maler großer Bilder, iſt als Sohn eines Paſtors 1751 in Heilbronn geboren. Schon früh übt ſich der Knabe im Malen; aber auch ſchon in der Jugend zieht ihn die große Kunſt eines Raphael Mengs von der Kleinmalerei weg. In ſolchem Zwieſpalte geht er nach Halle, um Jurisprudenz zu ſtudieren, kann aber das Malen nicht laſſen und findet Beifall und Ermutigung für die Miniaturbildniſſe ſeiner Lehrer. Er wendet ſich endgültig der Kunſt zu und ſtudiert bei Oeſer in Leipzig und dann in Wien. In Rom arbeitet er in der Zeichenakademie des Bildhauers Trippel. 1783 ſiedelt er nach Wien über, wohin er als Akademiedirektor berufen wurde, weil er, „der vorher im Kleinen ſich ausgezeichnet hatte, zum Großen und zum hiſtoriſchen Gemälde ſich gebildet hat“. So heißt es in den Akten der Akademie. Als Klaſſiziſt iſt er gewiß ein tüchtiger Lehrer geweſen; das Gebiet aber, auf dem er ſich beſonders auszeichnete, iſt das Kleine geblieben. Wegen eines Augenleidens mußte er leider ſeiner Kleinkunſt entſagen. Füger iſt 1818 geſtorben.

Huet: Schäferſzene.

J. Graſſi: Henriette Freiin v. Pereira-Arnſtein.

Von des Meisters Schülern hat es zwar der Porzellanmaler Moritz Michael Daffinger zu dem Ehrentitel eines österreichischen Isabey gebracht, hat eine solche Auszeichnung aber für seine rein äußerliche Fertigkeit nicht verdient. Ein anderer Wiener, Agricola, ist der echte Vertreter des Biedermeiertums. Wie sein genrehaftes Bildchen der Mutter und Frau an der Korbwiege des Stammhalters zeigt, führt er die Zeichnung mit liebevollem Fleiß aus. Die auch koloristisch reizvolle Familienszene erhält durch die Genauigkeit in der Wiedergabe der Einzelheiten ganz besonders den Wert eines kleinen kulturgeschichtlichen Dokuments. Auch der berühmte F. G. Waldmüller (1793 bis 1865), dessen Landschaften und Genrebilder aus dem Wiener Walde durch die Berliner Jahrhundertausstellung sozusagen wieder entdeckt worden sind, hat es nicht unter seiner Würde gehalten, gelegentlich Miniaturporträte wie das Gruppenbild seiner Gattin und Kinder zu malen.

Eine köstliche, lebensprühende Miniatur hat der Kopenhagener Ch. Hornemann (geb. 1765) mit seinem Selbstbildnisse geschaffen, das an Graff erinnert. Der Schatten des Mützenschirms auf dem zeichnerisch und farbig fein behandelten Gesichte gibt dem Porträt eine stark malerische Wirkung, die der warme braune Gesamtton noch erhöht. Lebhaft blitzen die Augen unter der Mütze; plastisch springt die Nase aus dem breiten Schatten vor; feine graue Töne spielen um den energisch geschlossenen Mund und das runde, kräftige Kinn in die Bräunung des Gesichts hinein. Das Antlitz trägt den Stempel frischer Männlichkeit und regen Geistes.

Ob jemals wieder das Miniaturporträt als besonderes Fach der Malerei gepflegt werden wird? Ohne Zweifel würden sich auch heute Künstler finden, die solche kleinen Kunstwerke als Schmuckstücke des modernen Hauses mit Liebe schaffen könnten, und sicher würde unsere Zeit mit ihren Miniaturen der Vergangenheit nicht nachstehen. Es muß nur das Verlangen der Kunstfreunde nach Kleinbildnissen, mit denen auch die vollkommenste Photographie nicht wetteifern kann, geweckt werden. Und dazu können vor allem Ausstellungen beitragen, in denen die besten Werke der Vergangenheit gezeigt werden. Wir haben uns der hohen Kunst des Barocks, Rokokos und Empire mit Jahrhundertausstellungen entdeckungseifrig zugewandt und manchen Gewinn aus ihnen gezogen, vielleicht reift auch einmal der Entschluß zu einer Ausstellung der anmutigen, zarten, künstlerisch wie kulturgeschichtlich gleichermaßen fesselnden Werkchen der Miniaturmalerei, die uns die feine Lebenskultur der Vergangenheit vor Augen hält und uns Bescheidenheit lehrt gegenüber den Vorfahren. Mit unseren Wundern der Technik sind wir zwar schnell gewaltig weit gekommen; an wirklichen, eigenen Kulturwerten aber haben wir gegen das 18. und das beginnende 19. Jahrhundert nichts aufzubringen, womit wir eine höhere Stufe beanspruchen könnten. Dort das gemalte Miniaturporträt, hier die Photographie — das sagt genug.

Erinnerungen.

Von Fritz Müller.

Wenn einmal wieder Besuch bei euch ist, und ihr sitzt beisammen und „macht“ Konversation, weil ein jeder glaubt, der andere erwarte es von ihm, und wenn dann wieder einmal die krampfhafte Langeweile mitten unter euch sitzt und euch lähmend anglotzt — dann, dann ist es Zeit, sie zu versuchen.

Die Frage nämlich: „Und welches ist Ihre früheste Erinnerung, Herr Eulerich?“

Ihr könnt mir's glauben, wie ein Blitzstrahl wird die Frage wirken, aber wie ein umgekehrter Blitzstrahl. Nämlich, das schlottrige Gewölk, so sich gebildete Konversation nennt, wird verfliegen, und auf den hellen Blitzen der Erinnerung werdet ihr in den blauen Himmel fahren. Nicht einer Dachrinne entlang in Sand und feuchten Schlamm. Nein, umgekehrt — aus dem Sand und Schlamm eurer zergähnten Konversation heraus werdet ihr einen himmlischen Blitzableiter entlang zur Höhe fahren. Weit unter euch liegt das Gewölk. Ihr tummelt euch in reinen Sphären, die euch vertraut erscheinen . . .

„Wann war es doch,“ so fragt ihr, „daß wir hier zu Hause waren?“

Und ich will es euch verraten, es war zu Zeiten eurer frühesten Erinnerungen.

Und ihr werdet euch besinnend an die Schläfe greifen, wie es der Herr Eulerich machte, den ihr eben gefragt habt. Und ihr werdet murmeln wie er: „Meine früheste Erinnerung? Meinen Sie wirklich meine früheste Erinnerung?“

„Ja, Herr Eulerich, Ihre früheste Erinnerung.“

Und dann wird auf einmal das gefrorene Besuchslächeln von Herrn Eulerichs Augenwinkeln herunterraschelnd wie zerknülltes Herbstlaub. Das zerknitterte Konversationsgewäsch wird ein Windstoß in die offene Ofentüre jagen und zum Kamin hinaus. Und der Herr Eulerich wird mit nachdenklichen Augen immer wieder murmeln: „Meine früheste Erinnerung? Meine früheste Erinnerung?“

Und wenn ihr den Herrn Eulerich und seine früheste Erinnerung nicht locker laßt, so wird er sie

endlich hervorkramen, seine früheste Erinnerung. Aus einem Haufen Gegenwartswust wird er sie hervorkramen, hinter dicken Mauern hervor, die quer durch sein Kinderland liefen, wird er sie hervorholen, seine früheste Erinnerung, und wird euch halb verlegen und halb selig sagen: „Meine früheste Erinnerung — das war, wie ich mit der kleinen Emma Friseur spielte — da hat sie mich in eine Laube gezogen, wie die Eltern ausgegangen waren — und gesagt hat sie zu mir, ich müsse hier warten und dürfe mich nicht rühren, bis sie wiederkomme — und dann ist sie wiedergekommen mit einer blitzblanken Schere und hat mich gefragt, wie ich das Haar geschnitten wünsche, kurz oder lang — und dann habe ich ein wenig zögernd gesagt, ich wünschte es so mittel geschnitten — und dann hat sie klipp klapp gemacht und mir meine Locken abgeschnitten — nein, nicht alle, nur stellenweise hat sie sie herausgeschnitten, die kleine Emma —"

„Ach nein, Herr Eulerich," unterbricht ihn da Fräulein Schwarz, bei uns kurzweg Tante genannt, weil die Kinder sie so heißen, „Sie haben wirkliche Locken gehabt, Herr Eulerich?"

Aber der Herr Eulerich hört es gar nicht, sondern fährt nur immer durch das steile angegraute Haar und erzählt weiter von den abgeschnittenen Locken und der kleinen Emma und von all dem andern, das mit seiner frühesten Erinnerung zusammenhängt.

Und dann kommt die Tante an die Reihe, die gefragt wird, unerbittlich gefragt wird: „Und welches ist deine früheste Erinnerung, Tante?"

Und dann sagt sie ganz geschwind, als hätte sie sich die Antwort schon all die Zeit her bereitgelegt: „Meine früheste Erinnerung, das ist das Kleid, das ich zur Konfirmation bekommen habe."

Aber in ihren Augen hängt noch zerknülltes Herbstlaub bei dieser Antwort, das nicht abgefallen ist, und ein ungewisser Schein, der will nicht daraus weichen. So daß wir sagen müssen: „Liebe Tante, mach' uns doch nicht weis, daß hinter deinem Konfirmationskleid nicht noch viel frühere Erinnerungen liegen müssen. Wie war das doch damals mit dem kleinen Otto?"

„Ach," sagt Fräulein Schwarz, „der Otto? von dem weiß ich nichts mehr, und außerdem ist er längst verheiratet."

„Aber Tante," sage ich, „sterben denn die Erinnerungen an die Leute, wenn sie sich verheiraten?"

„Ich weiß nicht — aber früher, viel früher kann ich mich erinnern, als ich noch nicht sehr lange laufen konnte, da ist immer der kleine Paul an unser Haus gekommen und hat heraufgerufen: „Darf die Dizzi mit mir spazierengehen?"

„Ach nein," sagt hier Herr Eulerich, „ach nein! Fräulein Schwarz, hießen Sie damals wirklich Dizzi?"

Aber die Tante hörte es nicht mehr in der erwachenden Begeisterung ihrer frühesten Erinnerung und erzählte und erzählte. Wie sie immer durch den alten Garten gegangen wären, alle beide; dann einen kurzen Weg durch einen Zaun, an dem Paul drei Latten weggerissen hatte; dann über die Felder und an den Waldrand, wo die Vögel musizierten.

So unwichtig war das alles. Aber die Tante trug es mit einer solchen Innigkeit vor, daß wir es alle miterlebten.

Wie sie mit dem Erzählen fertig war, versuchte Onkel August wieder ein ordentliches Gesellschaftsgespräch auf die Beine zu bringen. Vom Balkankrieg fing er an und vom Konzert der Mächte. Aber es gab kein Konzert, denn es gab ihm niemand Antwort.

Darauf versuchte es Frau Rüfenmaier mit dem Dienstbotenelend. Das Dienstbotenelend ist sonst ein Konversationsthema erster Ordnung. Auch wegen seiner Ergiebigkeit. Aber heute ging niemand darauf ein. Das Dienstbotenelend zerschellte an den frühesten Erinnerungen. Die hatten nichts mit ihm zu tun. Die Dienstboten der frühesten Erinnerungen sind nicht elend, sondern samt und sonders gut und menschlich.

Und weil dann alle sahen, daß heute die frühesten Erinnerungen unumschränkt regierten, gaben sie sich drein. Mit einem Male kam es heraus, daß doch eigentlich ein jeder von uns acht, die hier beisammen saßen, eine früheste Erinnerung haben müsse. Und sie wurden alle unerbittlich eingefordert.

Nicht ohne Widerstand. So sagte die Frau Rüfenmaier, sie habe überhaupt keine früheste Erinnerung. Aber schließlich stellte es sich doch heraus, daß es die war, als ein kleines Mädchen unter einem Baume stand, der nicht ihren Eltern gehörte, und sich von einem Jungen droben gestohlene Eierpflaumen in die Schürze werfen ließ. Und das Mädchen war die spätere Frau Rüfenmaier. Und diese malte uns mit einer appetitreizenden Umständlichkeit aus, wie es doch so gute Eierpflaumen wie zu jener Zeit gar nicht mehr gäbe . . .

Nach Frau Rüfenmaier packte Onkel August aus. Der hatte eine komische erste Erinnerung. Einer wurde infolge einer Verwechslung für ihn verhauen. Und das hätte dann den Grund zu einer Freundschaft gegeben, die bis jetzt gehalten habe.

Danach sagte jemand, seine früheste Erinnerung sei ein Komet, der durchs offne Fenster in sein Kinderbett geschienen habe. Natürlich fragte einer, wann denn das gewesen sei. Und dann kam heraus, daß zu jener Zeit, im Umkreis von zehn Jahren vorher oder nachher überhaupt kein Komet sichtbar gewesen war. Und so wäre der Doktor Erismann, der es erzählte, fast als ein Lügner dagestanden.

Aber seine Schwester wußte es besser. Die erinnerte sich, daß zu jener Zeit der Bruder ein Bilder-

buch bekommen habe. In diesem aber hätte ein Büblein in einem Zimmer geschlafen, in das ein Schweifstern durchs offne Fenster strahlte. Und wir begriffen alle, daß erste Erinnerungen noch nicht zwischen einem Buch und wirklichem Erleben unterscheiden können. Später freilich lernen wir's, später, wo wir die Bücher nur mehr lesen, statt sie zu erleben, wie der Doktor Erismann, als er noch ein Büblein war.

Nach der Kometenerinnerung kam eine Brillenerinnerung. Das war, als der Herr Rat Übelacker in seiner frühesten Kurzehosen-Zeit eine aufgehängte Brille in einem Schaufenster in einer dunklen Nebenstraße sah. Und er könne sich noch ganz genau erinnern, wie durch diese Brille jeden Tag, den er vorbeigegangen wäre, ein anderes Gesicht geschaut hätte. Einmal eine alte Frau, dann ein Mann mit einem weißen Barte, dann ein Mann mit einem Federhalter hinterm Ohre. Freilich wisse er heute, das seien Phantasien gewesen, kindliche Gesichte statt realer Gesichter. Aber wenn er heute zwischen den realen Gesichtern, die Tag für Tag auf seiner Brille erschienen, und den damaligen lustigen Gesichten zu wählen hätte —

Russisches Geschwader. Links der Torpedobootszerstörer „Nowik", rechts das Flaggschiff „Zesarewitsch" des russischen Ostseegeschwaders. Nach einer Original-Zeichnung von C. Schön.

Der Herr Rat Übelacker vollendete den Satz nicht. Denn schließlich ist ein Rat doch ein realer Rat.

Dann gab es noch Eisblumen an einem Winterfenster als früheste Erinnerung, und einen Sprung im Kindertisch. Darauf aber trat eine Pause ein. Keine krampfige Pause, die wir in den Konversationen mit dünnen Stangen eilig überspringen. Sondern eine Pause, in der wir unser Erinnern immer wieder in jene erste Zeit zurückschickten. Leer sandten wir's dorthin. Mit einem Sack voll trauter Heimlichkeiten kam's zurück.

„Woher kommt es," sagte da die Tante, „woher kommt es, daß wir über jene früheste Erinnerung hinaus nicht dringen können?"

„Weil die Verfassung unserer Gehirnsubstanz —" begann Doktor Erismann.

Aber Herr Eulerich unterbrach ihn: „Nein, Fräulein Schwarz," sagte er, „ich glaube, es kommt daher, weil wir jenseits jener Grenze so kinderglücklich waren, daß wir die Erinnerung an ein verlorenes, so überreiches Kinderglück heute nicht mehr ertragen könnten."

„Das ist eine Wirkung und kein Grund," sagte Doktor Erismann. Aber die Tante nickte doch dem Herrn Eulerich freundlich zu.

„Ja," sagte sie, „so ist es. Wir müssen jene Überglücklichkeit der frühesten Kinderzeit überspringen im Erinnern, wenn wir —"

„Überspringen?" sagte Doktor Erismann, „dann müßte also das Erinnern gar noch über unsere Geburt hinüberreichen können?"

„Freilich," sagte die Tante und schwieg. Denn sie konnte es nicht erklären.

Aber Herr Eulerich konnte es.

„Ich glaube," sagte er, „ein jeder von uns schlägt dann und wann jene geheimnisvolle Brücke über jene erinnerungslose Zeit hinüber in eine Zeit des Vordaseins. Da hört man eines Tages eine wundersame Melodie, einen merkwürdigen Ausspruch. Man kann zwar haarscharf beweisen, daß man diese Melodie noch nie gehört, den merkwürdigen Ausspruch noch nie vernommen hat, solange man im Standesamtsregister als geboren eingetragen ist. Und den-

noch überkommt es uns mit inniger Vertrautheit. Ja, ja, sagt man. Ja, ja, das muß in einer fernen Zeit gewesen sein; die Vorzeit unsres Daseins hat sekundenlang seltsame dunkle Pfeile in unsern Tag von heute fliegen lassen. Aber die Pfeile sirren vorüber und entschwinden unsern Blicken. Vielleicht, daß sie unsern Kindern wieder einmal sichtbar werden ..."

Wir schwiegen alle. Herr Eulerich hatte da einen verschwiegenen Vorhang in Bewegung gesetzt, an dem wir alle oft schon scheu vorbeigegangen waren.

Besonders die Tante schien bewegt. Ihre Augen glänzten. Ich sah sie an und wunderte mich, wie hübsch dies Fräulein Schwarz doch noch war, trotzdem ein leichter Schnee schon an den Schläfen aufwärts steigen wollte. Ganz wie bei Herrn Eulerich.

„Und können Sie sich an eine solche — solche vorgeburtliche Melodie jetzt noch erinnern, Herr Eulerich?" fragte Fräulein Schwarz und sah ihn gespannt an.

Herr Eulerich dachte nach. Dann fing er einen Takt zu summen an, unterbrach sich, dachte wieder nach, und endlich summte er rasch mit La und La eine kurze Melodie daher.

„Oh, Herr Eulerich," entfuhr es ihr, „das ist die gleiche Melodie, die damals Paul unter unserm Fenster pfiff."

„Welcher Paul?"

„Ei, der kleine Paul, der mich damals immer abgeholt hat zum Spazierengehen."

Ein wenig verdutzt sah sie Herr Eulerich an.

Ein tapferes Reiterstück. Nach einer Original-Zeichnung von Arno Grimm. Der Vorfall, der diesem Bilde zugrunde liegt, wurde von einem Augenzeugen folgendermaßen geschildert: Während auf dem neuen Markt in Tschenstochau 200 Kosaken hielten, erschienen plötzlich im Galopp ein deutscher Kavallerieoffizier und zwei Mann, die, ohne die Kosaken zu beachten, an diesen vorbeijagten und gleichfalls verschwanden. Die überraschten Kosaken rückten hinterher, so daß die zahlreich anwesende Menge glaubte, daß die drei Reiter verloren seien. Nach wenigen Augenblicken erschienen jedoch die zwei Mann in voller Karriere wieder. Demnach schien nur der Offizier gefallen zu sein. Kaum aber waren die beiden Reiter auf dem Markt angelangt, da kam auch in scharfem Tempo der Offizier angeritten, aber nicht allein, sondern neben sich hatte er einen Kosaken mit dessen Pferd. Mit der Linken hielt der Offizier das Handgelenk des Kosaken umspannt, während der Russe den Säbel in der gleichen Hand hielt. So mußte der Kosak seinem überlegenen Gegner folgen, der mit ihm weiterjagte, um die Meldung zu überbringen, daß Tschenstochau nunmehr gänzlich vom Feinde geräumt sei. Eine Viertelstunde später erschien die Spitze der einmarschierenden deutschen Truppen.

Und Herr Doktor Erismann wollte schon lächeln, da fragte Herr Eulerich rasch: „Und können Sie sich vielleicht auch an eine solche — eine solche vorgeburtliche Melodie erinnern, Fräulein Schwarz?"

„Gewiß, ich habe vorhin immer daran denken müssen, als Sie davon sprachen, Herr Eulerich. Aber eigentlich ist es gar keine musikalische Melodie, sondern nur so..."

Und dann nahm sie Messer und Gabel vom Tisch und schlug sie in einförmigem Takte aneinander.

Ich sah Herrn Eulerich die Ohren spitzen. ‚Wissen Sie, Fräulein Schwarz,' sagte er, ‚es klingt ja komisch, wenn ich es jetzt sage. Aber es ist eben doch so: Genau so hat damals die Schere geklappert, mit der die kleine Emma Friseur gespielt hat.'

‚Welche Emma?'

„Nun doch die kleine Emma, von der ich vorhin erzählte, daß sie mir damals die Locken im Gartenhäuschen geschnitten hat — stellenweise."

Fast erschrocken sah ihn Fräulein Schwarz an. Aber dann brach ein ordentliches Gelächter von uns andern los.

„Nein, jetzt so was," sagte Frau Rüfenmaier, „sie kennen voneinander die vorgeburtlichen Melodien, aber sich selber kennen sie erst seit — seit —"

„Seit heute," fiel hier Onkel August ein, „ich selbst habe vorhin die Herrschaften einander vorgestellt. Nicht wahr, Paul?" redete er Herrn Eulerich an.

„Paul?" sagte Fräulein Schwarz aufgeregt und sah Herrn Eulerich ganz eigentümlich an, „Paul? Sie heißen Paul?"

„Aber was hast du nur?“ sagte meine Frau, „weshalb soll denn Herr Eulerich nicht Paul heißen, Emma?“

„Emma?“ sagte jetzt Herr Eulerich und sah seinerseits Fräulein Schwarz forschend an, „Emma, Sie heißen Emma?“

Und es wollte wieder ein allgemeines, fröhliches Gelächter einsetzen. Aber da sagte der Herr Rat Übelacker: „Ist es nicht höchst merkwürdig, daß die beiden gerade so heißen, wie die Helden ihrer frühesten Erinnerungen?“

„Nein,“ sagte Doktor Erismann, „es gibt viele Pauls und viele Emmas.“

„Das schon,“ sagte Herr Eulerich und wandte sich etwas befangen an Fräulein Schwarz, können Sie mir vielleicht sagen, was aus jenem Paul — ich meine den unter Ihrem Fenster — später geworden ist?“

„Nein,“ sagte Fräulein Schwarz zögernd, „meine Eltern sind damals in eine andere Stadt gezogen. Aber können Sie etwa sagen, was aus jener — aus jener Scheren-Emma wurde, die Ihnen damals stellenweise Ihre Locken schnitt, Herr Eulerich?“

„N—nein — wie sonderbar — denken Sie — ihre Eltern sind damals auch — auch in eine fremde Stadt gezogen.“

Jetzt sprang aber Onkel August ein: „Ei, zum Donner, Kinder, sagt doch endlich, wie die Stadt hieß, in der ihr damals die Scherengeschichte und die Spaziergangsgeschichte erlebt habt!“

„Es war keine Stadt,“ sagte Herr Eulerich und sah noch immer unverwandt Fräulein Schwarz an, „es war ein Dorf und hieß —“

„Steinkirchen!“ rief Fräulein Schwarz.

„Allerdings,“ sagte Herr Eulerich fast auch verwirrt, „allerdings — Steinkirchen an der Ilz.“

„Ja, ja, freilich,“ hastete Fräulein Schwarz heraus, „Steinkirchen an der Ilz.“

Und nun brach natürlich ein großer Jubel los. Und mitten in dem Jubel gaben sich Fräulein Schwarz und Herr Eulerich die Hand und sagten, wechselseitig lächelnd: „Also sind Sie doch meine Emma, die mir die Locken schnitt — klipp klapp, klipp klapp?“

„Ja, stellenweise. Und Sie sind also mein Paul, der unter unsern Fenstern stand und pfiff — la la, la la?“

Fast ein wenig zu heftig hat hier der Herr Eulerich genickt. So meinte wenigstens nachher der Herr Rat Übelacker.

„Und gar so lange hätten sie sich auch nicht bei den Händen zu halten brauchen,“ sagte später die Frau Rüfenmaier.

„Ich bitte Sie,“ hatte Onkel August darauf erwidert, „ich bitte Sie, was ist denn auch dabei, bei zwei erwachsenen Leuten, denen es schon weiß aufliegt an den Schläfen.“

„Nana,“ sagte Doktor Erismann, „Sie hätten die Blicke sehen sollen, die sie miteinander tauschten. Das waren keine Pfeile, die vorüberfirren, nein, das waren Pfeile, die steckenbleiben . . .“

Und der Herr Doktor Erismann hat recht behalten: Die beiden haben sich nachher noch ein Leben lang ins Auge geschaut.

Während Herr Doktor Erismann eine Abhandlung darüber geschrieben hat, wie es käme, daß das musikalische Gedächtnis das Gedächtnis an die begleitenden Handlungen überdauert.

Als meine Frau diese Abhandlung gelesen hatte, sagte sie: „Herr Doktor Erismann hat vergessen, daß da noch ein drittes Gedächtnis im Spiele ist, das noch viel weiter reicht.“

„Und was wäre das für ein Gedächtnis?“ fragte ich.

„Das der Liebe, Mann.“

„Ja,“ sagte ich nachdenklich, „und vielleicht ist das Gedächtnis der Liebe eben jenes, dessen geheimnisvolle Pfeile aus der dunkeln Welt unsres Vordaseins schwirren und auf dem Fluge leise unsre Schläfen streifen, um weiterzufliegen zu den Generationen, die nach uns kommen werden.“

„Ja,“ sagte meine Frau lächelnd, „zu unsern Kindern.“

Das Rote Kreuz in Krieg und Frieden.

Von Major z. D. v. Strantz.

Mit fünf Illustrationen nach photographischen Aufnahmen.

Das den humanitären Bestrebungen unserer Zeit in praktischer Weise Betätigung gebende Rote Kreuz stellt die Solidarität aller durch das Band der Menschlichkeit und der Nächstenliebe verbundenen Völker in beredter Weise dar.

Angesichts der zunehmenden Furchtbarkeit des modernen Krieges und seiner Kampf- und Zerstörungsmittel bleibt jetzt keine Nation den Leiden der anderen gegenüber teilnahmloser Zuschauer, und selbst die weiten Entfernungen von einem Weltteil zum anderen vermögen nicht der Hilfsbereitschaft des freiwillig Leistenden eine Fessel anzulegen. Überall wo gesittete Menschen wohnen, ist man der Meinung, daß es nicht nur Kriegsbrauch sondern auch Kriegsrecht ist, in dem verwundeten und kampfunfähigen Soldaten einen hilflosen Menschen zu erblicken, gleichviel welcher Nation er angehört.

Bei der Betrachtung der großartigen Schöpfung auf dem Gebiete humanitärer Vereinstätigkeit, die das Rote Kreuz jetzt darstellt, gebührt es sich in erster Linie des Mannes zu gedenken, der als der Begründer dieser, die ganze zivilisierte Welt umfassenden Institution anzusehen ist, des noch in Heiden in der Schweiz lebenden Genfer Bürgers Henri Durant. Dieser begründete 1864 die Genfer Konvention mit dem Hauptgrundsatz, daß die Krieger von zwei miteinander kämpfenden Heeren nach ihrer Verwundung nicht mehr Feinde, sondern nur noch

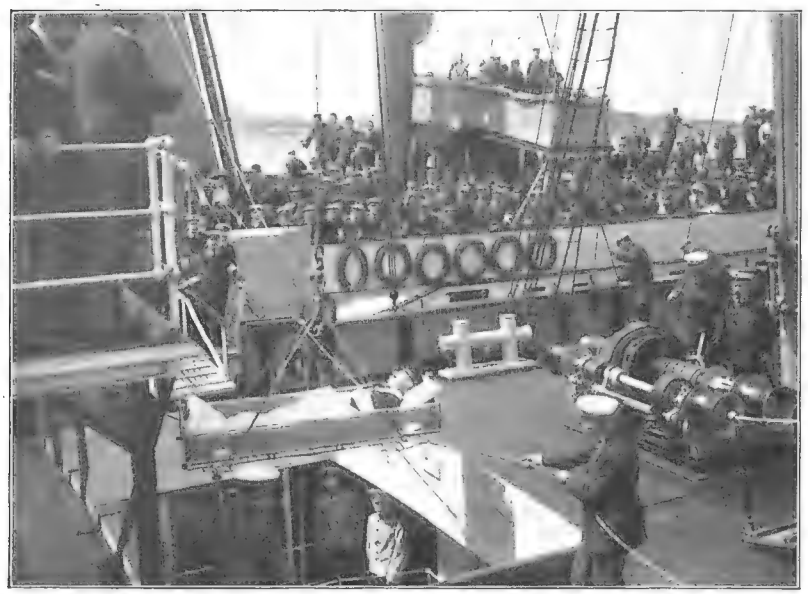
Transport eines Verwundeten (Übung zur Friedenszeit).

kranke, hilflose Menschen seien, denen aus Gründen der Humanität Hilfe zuteil werden müsse. Diesem Grundgedanken entsprachen die einzelnen Bestimmungen des genannten völkerrechtlichen Vertrages von 1864, der aber durch die Wahrnehmungen und Erfahrungen, die die großen Kriege von 1866 und von 1870/71 an die Hand gaben, im Laufe der Zeit manchen Wandel erfuhr.

Wie schon bei den Beratungen im Jahr 1864, bot die Frage, wie weit die Humanität im modernen Kriege einen Anspruch auf Berücksichtigung hat, große Schwierigkeiten, denn die wahre Menschenfreundlichkeit liegt in dessen schneller Beendigung. Alle Forderungen, durch die die Energie der kriegerischen Aktion gelähmt würde, fördern weder die Moral noch die Erreichung der politischen und militärischen Zwecke eines Krieges. Sie entsprechen nicht wahrer Menschlichkeit, sondern fallen in den Bereich einer unfruchtbaren Doktrin.

Zum weiteren Ausbau und zur zeitgemäßen Ausgestaltung des humanitären Missionswesens vom Roten Kreuz, sowie zur Bereicherung und Vervollkommnung der ihm dienstbaren Hilfsmittel haben dann nicht nur die alle fünf Jahre abgehaltenen internationalen Kongresse (1884 zu Genf, 1887 zu Karlsruhe, 1892 zu Rom, 1897 zu Wien, 1902 zu Petersburg, 1907 zu London, 1912 zu Washington), sondern auch die kriegerischen Ereignisse wesentlich beigetragen, indem sie die Schwächen und Unvollkommenheiten der bestandenen Vertragsbestimmungen beseitigten. Dazu kamen noch andere Faktoren, die in die bis dahin geschaffenen Einrichtungen wesentliche Veränderungen einführten: die Neuerungen und Verbesserungen auf dem Gebiete des modernen Waffen-, des Verkehrswesens, der öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen, der Erfindungen und Fortschritte der modernen Wissenschaft und Technik sowie der Kriegführung und Kampfesweise. Heute sind alle zivilisierten Völker für die Idee des Roten Kreuzes gewonnen, und diese hat unter dem Einfluß und der Mitwirkung von hervorragenden Staatsrechtslehrern und Humanisten sowie der Presse und der Literatur eine große internationale Gemeinde in das Leben gerufen, die es als ihre Aufgabe betrachtet, im Geiste werktätiger Menschenliebe die Schrecken und das Elend des Krieges zu mildern, und dabei ihre Tätigkeit nicht auf die nationalen Grenzen zu beschränken. Diese Überzeugung hat in weiterer Entwicklung dazu geführt, daß an den Kriegen der letzten Jahrzehnte sich internationale Abordnungen für freiwillige Hilfeleistungen verschiedenster Nationalität beteiligten.

Allen anderen voran hat das deutsche Rote Kreuz auf den Kriegsschauplätzen der Neuzeit dank seiner Kriegsbereitschaft und zweckmäßigen Organisation ein leuchtendes Beispiel an werktätiger Opferfreudigkeit gegeben. Als die Türkei 1897 an Griechenland den Krieg erklärt hatte, begaben sich sogleich zwei besonders ausgewählte Militärärzte nebst fünf Schwestern und einigen Wärtern über Triest nach Athen, um sich dort dem griechischen Roten Kreuz zur Verfügung zu stellen. Nach Konstantinopel ward eine Mission in ähnlicher Zusammensetzung aus dem Rauhen Hause in Hamburg gesandt. Bei Ausbruch des Krieges in Südafrika trafen die deutschen Abgesandten fast gleichzeitig mit den den Buren stammverwandten Niederländern in Transvaal ein, um die helfende Hand den Opfern des Kampfes entgegenzustrecken. Insgesamt sind, zum Teil unter den ungünstigsten Verhältnissen, in Südafrika deutscherseits 1358 Verwundete in sorgfältige Pflege und Behandlung genommen und mit bestem Erfolg behandelt worden. Dem Eifer und der arbeitsfreudigen, unermüdlichen Tätigkeit der entsandten deutschen Ärzte und Pfleger gelang es, mit Hilfe der von der Regierung des



Das Rote Kreuz in der Marine (Übungen zur Friedenszeit).

Oranje-Freistaates gewährten Mittel, ein Lazarett zu 75 Betten von Anfang Januar bis zum 12. März 1900 in ordnungsmäßigem Betrieb zu erhalten. Es geschah dies namentlich während der blutigen Kämpfe um Jakosdal im Februar 1900, bei denen die deutsche Ambulanz in die Gewalt der Engländer fiel. Als 1900 der Kriegsruf ertönte, der die deutschen Heeresabteilungen und Flotten über das Meer nach China rief, folgten ihnen auf dem Fuße die schnell mobilisierten Formationen der deutschen freiwilligen Krankenpflege. Bereits 14 Tage nach der Mobilmachung wurde das für die Aufnahme von 300 Patienten eingerichtete Lazarettschiff „Gera“ mit zwölf ausgebildeten Pflegern besetzt. In dem Feldhospital zu Jangtsin, das über vier Ärzte und sechs Schwestern verfügte, fanden vom 15. November 1900 bis Anfang Mai 1901 572 Offiziere und Mannschaften ärztliche Hilfe und Verpflegung. Unter seinen Patienten gab es Leute aller Nationen, auch Indier und Chinesen. Das Jahr 1904 brachte bekanntlich die Kämpfe des in Deutsch-Südwestafrika tobenden Aufstandes. Den auf dem unwirtlichen Boden dieser Kolonie fechtenden Heeresabteilungen folgten innerhalb der drei Jahre des dortigen Krieges 92 Pfleger und Depotmannschaften im Verein mit 37 Schwestern vom Roten Kreuz zum Dienst in den drei Etappenlazaretten mit entsprechender Ausrüstung für die Kriegskrankenpflege. Wenngleich es sich hier um ein nationales Interesse handelte, so gaben doch die Schwierigkeiten, die Natur, Klima, Boden, die Ernährungs- und Unterkunftsverhältnisse boten, den Kämpfen den Charakter eines in einem unzivilisierten Lande geführten Krieges. Gleichzeitig mit demselben stellte sich das deutsche Rote Kreuz, im Gefühl der internationalen gegenseitigen Verpflichtung, in den Dienst von zwei anderen Heeren, dem russischen und dem japanischen. Eine Expedition, bestehend aus fünf Ärzten, zwei Studenten, zwölf Schwestern, neun Sanitätsmannschaften,

Krankenpfleger in ihren neuen Uniformen und ihrer neuen Ausrüstung.

Eine feldmarschmäßig ausgerüstete Sanitätskolonne vom Roten Kreuz.

Ein Krankenwagen der Sanitätskolonne vom Roten Kreuz.

einem Techniker, trat sogleich nach Eröffnung der Feindseligkeiten die Reise nach Sibirien an, errichtete in der dem Schauplatz des blutigen Ringens nah gelegenen Stadt Charbin ein Kriegslazarett und behandelte dort während eines sechsmonatigen Aufenthaltes mit reichem Erfolg 500 Offiziere und Mannschaften. Gleichzeitig übten in Tokio zwei hervorragende deutsche Chirurgen und eine Schwester als Vertreter des deutschen Hilfsdienstes eine dem japanischen Heere gewidmete Fürsorgetätigkeit aus.

Und Schulter an Schulter mit den Abordnungen Deutschlands wirkten auch in Griechenland, der Türkei, in Transvaal, in Rußland Vertreter des französischen, holländischen, italienischen, nordamerikanischen und schweizerischen Roten Kreuzes an den vorstehend genannten Kriegsereignissen im Dienst der internationalen Humanität mit.

Wenn wir uns nach diesem flüchtigen Umblick nunmehr dem deutschen Roten Kreuz in bezug auf Organisation und Umfang seiner Hilfsmittel zuwenden, so sehen wir, daß jetzt hinter dem Volke in Waffen ein zweites Heer von Helfern und Helferinnen steht, das unter der weißen Fahne eine fast ebenso straffe Gliederung und einen seiner Aufgabe, eine Reserve des Militärsanitätswesens zu bilden, entsprechenden numerischen Stand hat. Die Spitze dieses Heeres der zweiten Linie ist in dem vom Kaiser ernannten Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege gegeben, der zugleich das vermittelnde Glied zwischen Armee und dem freiwilligen Dienst darstellt. Seine Aufgabe ist es, schon im Frieden darüber zu wachen, daß die Hilfskräfte, die bereit sind, im Kriegsfall eine Sanitätsreserve des staatlichen Sanitätsdienstes abzugeben, geschult und verwendungsfähig sind.

Von den ihm unterstehenden Organen ist das „Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz“ in Berlin die oberste Verwaltungsinstanz dieser Vereine für das Deutsche Reich. Unter dem deutschen Zentralkomitee, das sich in beständiger Fühlung und Verbindung mit der Heeresverwaltung hält, fungieren die Landesvereine vom Roten Kreuz in den einzelnen deutschen Staaten, und unter diesen die Provinzial- und Lokalvereine, denen die Regelung, Entscheidung, Förderung, Vermittelung der Fragen und Interessen der auf ihr Territorialgebiet bezüglichen Angelegenheiten obliegt. Die Landes- und die Provinzialvereine sind die Hauptträger der gesamten Vereinstätigkeit. In ihnen liegt der Schwerpunkt der ganzen Organisation der freiwilligen Krankenpflege, von ihnen wird die Tätigkeit der unteren Glieder, d. h. der Lokalvereine, geregelt. Diese Tätigkeit besteht in der Vorbereitung von Lazaretten (Vereinslazarette), für die ärztliches und Pflege- sowie Verwaltungspersonal in das Auge gefaßt werden muß; fernere Aufgaben sind die schon im Frieden mit den Eisenbahnbehörden zu vereinbarende Anlage von Erfrischungs- und Verbandstationen auf frequenten Eisenbahnknotenpunkten, die Sammlung und Konservierung von Vorräten an Wäsche, Verbandmaterial, Lagerstätten, die regelmäßig aufgefrischt werden, vor allem aber die Aufbringung von Geldmitteln, die für alle diese Ausgaben entstehen. In diesem aus wirtschaftlichen, technischen ärztlichen Funktionen sich zusammensetzenden Wirkungskreis finden die Männervereine ein dankbares Feld der Tätigkeit, das der steten Anregung und Überwachung von oben her bedarf. Es bestehen gegenwärtig über 1000 solcher Zweigvereine in Deutschland.

Einen anderen wichtigen Zweig der freiwilligen Krankenpflege bildet die Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege nebst zugehörigem Trägerpersonal für Verwundete, um die vom Schlachtfelde bzw. den Feldlazaretten nach rückwärts zu transportierenden und zu bedienenden Personen zu unterstützen. Eine dritte Kategorie von Hilfskräften ist in den 2009 Sanitätskolonnen vorhanden. Deren Mannschaften werden in praktischen Lehrkursen unterwiesen im Anlegen von Notverbänden, in der Blutstillung, in den Handreichungen für Ärzte, im sachgemäßen Aufheben der Verwundeten, im Ein- und Ausladen derselben, ferner in der Herrichtung von Fahrzeugen aller Art für den Krankentransport, sowohl mit vorschriftsmäßigem Gerät, als mit Behelf und Notmaterial. Schließlich ist noch der in Preußen allein vorhandenen Samaritervereine zu gedenken, denen die erste Hilfe der Verletzten zufällt.

All diesen männlichen Hilfskräften tritt als unentbehrliches Glied im Organismus des freiwilligen Hilfsdienstes die Frauenwelt zur Seite. Der Anteil, den sie an dem deutschen Roten Kreuz seit seiner Begründung genommen, ist das Verdienst der Kaiserin Augusta. Aus kleinen bescheidenen Anfängen heraus hat sich im Laufe von mehr als 40 Jahren der Preußische Vaterländische Frauenverein unter ihrer Leitung zu einer Organisation entfaltet, deren Namen einen rühmlichen Klang und deren Tätigkeit vorbildlich gewirkt hat. Der Erfolg ihres Wirkens ist vor allem dem Schutz zu danken, den ihr die späteren Königinnen zugewendet haben. In seinem gegenwärtigen Bestande zählt der von Preußen aus auf alle deutschen Länder übertragene Deutsche Vaterländische Frauenverein rund 2840 Zweigvereine, von denen rund 1400 auf Preußen entfallen. Aus den im Dienst des Vaterländischen Frauenvereins praktisch tätigen Schwestern vom Roten Kreuz, Diakonissinnen und katholischen Ordensschwestern werden die sogenannten Armeeschwestern ergänzt, die als etatmäßig Angestellte des militärischen Sanitätsdienstes in den Garnisonlazaretten Dienst tun. In diesen weiblichen Hilfselementen ist ein Stamm vorhanden, der bei Ausbruch eines Krieges in den von den Organisationen der Männer- und Frauenvereine einzurichtenden Privatlazaretten das erforderliche Personal an Helferinnen und Bediensteten stellt.

So bietet denn das weibliche, der Kriegskrankenpflege dienstbare Vereinswesen ein lebendiges Glied im Organismus des Hilfsdienstes, der dazu beitragen soll, daß die Opfer des Kampfes dem Siechtum entrissen und, soweit Menschenkunst vermag, dem Leben erhalten werden.

Mit den Bestrebungen der Fürsorge für die Opfer des Krieges Hand in Hand ist in neuerer Zeit der Gedanke gegangen, das Rote Kreuz auch auf die Hilfe bei Unglücksfällen im Frieden auszudehnen, und ein Rotes Kreuz für solche Fälle zu permanentem Dienst bereit zu halten. Der Lösung dieser Aufgabe dient die Forderung der Begründung von Einrichtungen zur Pflege der Volksgesundheit und der wirtschaftlichen Wohlfahrt in Stadt und Land. Zu diesem Zweck hat ein Zusammenwirken der Institutionen vom Roten Kreuz mit den Organen der sozialen Gesetzgebung, als den Berufsgenossenschaften, den Landesversicherungsanstalten und Krankenkassen usw. stattgefunden. Seinen Ausdruck hat dieses Zusammenwirken in der Herstellung von Heilstätten für Volkskrankheiten (Lungenheilstätten), von Genesungsheimen usw. gefunden.

Bis in die neueste Zeit hinein hat das Rote Kreuz den Notständen des Krieges wie des Friedens seine Kräfte gewidmet. Es hat die Wunden, die der Kampf des Lebens schlägt, zu heilen gesucht und dadurch als sittliche Kraft gewirkt. Jetzt tritt seine ursprüngliche Aufgabe, eine Reserve der Militär-Sanitätsbehörden im Kriege zu bilden, wieder in den Vordergrund, und es ist keinerlei Zweifel erlaubt, daß es auch diesmal seine große und schwere Aufgabe mit aufopfernder Liebe erfüllen wird.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.
Copyright 20. August 1914 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Ein zuverlässiges Taschenwörterbuch ist für Offiziere und Mannschaften unentbehrlich

Reclams Wörterbücher sind in vielen Hunderttausend Exemplaren verbreitet. Trotz ihrer billigen Preise sind sie möglichst vollständig, dabei auf gutem, holzfreiem Papier äußerst sorgfältig und klar gedruckt und mit geschmackvollen dauerhaften Einbänden ausgestattet. Um ein Bild des Umfanges zu geben, sei erwähnt, daß z. B. das Französische Taschenwörterbuch von Dr. Friedr. Köhler etwa 100000 Übersetzungen bietet.

Französisches Taschen-Wörterbuch

Von Dr. Fr. Köhler.

752 Seiten. In Leinen geb. Mk. 1.50, in Leder mit Goldschnitt Mk. 2.50.

Französischer und deutscher Teil einzeln:

In Leinen gebunden je Mk. 1.—, in Leder mit Goldschnitt je Mk. 1.75.

Englisch-französisch-deutsches Hilfsbuch

Zur leichten und gründlichen Erlernung der Konversation in diesen drei Sprachen.

Von Prof. Dr. H. Lambeck.

Praktischer Konversations-Führer, nach Sachgruppen geordnet, mit einer großen Auswahl von Gesprächen und gangbaren Redewendungen.

541 Seiten. In Leinen geb. Mk. 1.50.

Englisches Taschen-Wörterbuch

Von Dr. Fr. Köhler.

798 Seiten. In Leinen geb. Mk. 1.50, in Leder mit Goldschnitt Mk. 2.50.

Englischer und deutscher Teil einzeln:

In Leinen gebunden je Mk. 1.—, in Leder mit Goldschnitt je Mk. 1.75.

Schicken Sie dieses Taschenwörterbuch unverzüglich Ihren im Feld stehenden Angehörigen nach, Sie werden ihnen einen großen Gefallen erweisen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Zeitgemäße Bücher

Deutsche Geschichte in Liedern deutscher Dichter

Herausgeg. von Dr. Franz Tetzner.

1. Teil: Von Pytheas bis Luther. Universal-Bibliothek Nr. 3278-80. Geh. 60 Pf.
2. Teil: Von Ferdinand II. bis Wilhelm II. Univ.-Bibl. Nr. 3281-83. Geheftet 60 Pf.
Teil 1 u. 2 zusammen geb. in Leinen 1.50 Mk.

Theodor Körner
Leier und Schwert

Univ.-Bibl. Nr. 4. Geheftet 20 Pf., in Leinen 60 Pf.

Bismarcks Reden

Mit verbindender geschichtlicher Darstellung, herausgeg. von Ph. Stein. 13 Bde. mit 9 Porträts u. Register.

1. Bd.: Vom Jahre 1847-52. — 2. Bd.: Von 1862-66. — 3. Bd.: Von 1866-68. — 4. Bd.: Von 1868-71. — 5. Bd.: Von 1871-74. — 6. Bd.: Von 1873-77. — 7. Bd.: Von 1878-80. — 8. Bd.: Von 1880-82. — 9. Bd.: Von 1882-84. — 10. Bd.: Von 1884-85. — 11. Bd.: Von 1885-87. 12. Bd.: Von 1887-90. — 13. Bd.: Im Ruhestand. Univ.-Bibl. Nr. 3338-40. 3361-63. 3411-13. 3451-53. 3561-63. 3611-13. 3696 98. 3751-53. 1791-93. 3841-43. 3871-73. 3908-10. 3961-63.

Geheftet je 60 Pf., in Leinen je 1 Mk.

Max Dittrich
Tages-Chronik

des deutsch-französischen Krieges von 1870-71, sowie der Kämpfe mit der Pariser Kommune

Universal-Bibliothek Nr. 3711/12. Geheftet 40 Pf., in Leinen 80 Pf.

E. K. Rangabé
Erinnerungen

aus dem deutsch-französischen Kriege 1870-71 von einem Griechen in preußischen Diensten

Ueberf. von H. Müller. Univ.-Bibl. Nr. 2572. Geh. 20 Pf., in Leinen 60 Pf.

F. Sarcey
Belagerung von Paris

Aus dem Französ. von A. Tuhten. Universal-Bibliothek Nr. 3118-20. Geheftet 60 Pf., in Leinen 1 Mk.

Johannes Scherr
Das rote Quartal

Eine geschichtliche Episode. (März bis Mai 1871.) Univ.-Bibl. Nr. 1551. Geheftet 20 Pf., in Leinen 60 Pf.

Konrad Jarz
Letzte Kämpfe um die Mexikanische Kaiserkrone

Erinnerungen. Univ.-Bibl. Nr. 2600. Geh. 20 Pf.

Porträtgalerie aus Lamprechts Deutscher Geschichte

9 ausgewählte Abschnitte. Mit Bild Karl Lamprechts und Einleitung von Dr. H. F. Helmolt. Universal-Bibl. Nr. 5181/82. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf., in Leder od. Halbperg. 1,50 Mk.

Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig • Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Die Freiheitskriege 1813–1815

in geschichtlichen Darstellungen und Erzählungen

Leopold von Ranke

Die Erhebung Preußens 1813

u. die Rekonstruktion des Staates. Eingeleitet u. herausgegeben von Prof. Dr. O. Kaemmel. Univ.-Bibl. Nr. 4998/99. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf., in Leder mit Goldschnitt oder Halbpergament Mk. 1.50.

Die unübertrefflich lebendige Art, in der Ranke die Vergangenheit gesehen und geschildert hat, bleibt für immer ein Denkmal einer mächtigen, einzigartigen Persönlichkeit.

Heinrich Beitzke

Geschichte des russischen Krieges im Jahre 1812

Neu herausgegeben von Dr. M. Mendheim. Mit zwei Plänen. Univ.-Bibl. Nr. 5437—40. Geheftet 80 Pf., in Leinen Mk. 1.20.

Beitzke, der 1815 selbst als preußischer Offizier gegen Napoleon focht, hat die ewig denkwürdigen Ereignisse des russischen Feldzuges echt volkstümlich, lebendig und spannend dargestellt.

Ludwig Häusser

Die Freiheitskriege 1813–15

Neu herausgegeben von Dr. Max Mendheim. 2 Bde. Bd. I: Der Frühjahrsfeldzug 1813. Univ.-Bibl. Nr. 5517-20. Band II: Die Niederwerfung der napoleonischen Herrschaft. Univ.-Bibl. Nr. 5555-60. Band I geh. 80 Pf., in Leinen Mk. 1.20, Band II geh. Mk. 1.20, in Leinen Mk. 1.75.

Diese glänzende Darstellung der deutschen Befreiungskriege bildet ursprünglich den vierten Band von Häussers Hauptwerk, der deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Die hier vorliegende Neuausgabe des hochinteressanten Buches bildet ein für sich völlig abgeschlossenes Ganzes.

Erckmann-Chatrian

Geschichte eines Anno 1813 Konskribierten

Erzählung. Deutsch von Rob. Habs. Univ.-Bibl. Nr. 1459/60. Geheftet 40 Pf., in Leinen 80 Pf., mit „Waterloo" zusammen in Leinen 1 Mk. 20 Pf., in Lederband mit Goldschn. 2 Mk.

Waterloo

(Fortsetzung der Geschichte eines Konskribierten.) Erzählung. Deutsch von H. Denhardt. Univ.-Bibl. Nr. 1997/98. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf.

Zwei packende lebendige Erzählungen mit dem geschichtlichen Hintergrund der Revolutionszeit und des ersten Kaiserreichs. Beide Bücher sind auch vorzüglich für die Jugend geeignet.

Ernst Moritz Arndt

Erinnerungen aus dem äußeren Leben

Herausgegeben von R. Geerds. Univ.-Bibl. Nr. 2893-95. Geh. 60 Pf., in Leinen 1 Mk.

Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein

Herausgegeben von R. Geerds. Univ.-Bibl. Nr. 3472/73. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf., in Leder mit Goldschnitt oder Halbpergament Mk. 1.50.

Als Quellen für die Geschichte der Freiheitskriege sind Arndts Schriften höchst bedeutsam. Es gibt kaum ein Buch, das den Leser so vollkommen in den Geist und die Stimmung jener Zeit versetzt, wie die „Wanderungen mit Stein", die auch größeren Jungen eine hochinteressante Lektüre bieten.

Karl Bleibtreu

Bei Jena und andere Novellen

Univ.-Bibl. Nr. 4840. Geheftet 20 Pf., in Pergament-Karton gebunden 30 Pf., in Leinen 60 Pf.

Inh.: Bei Jena. Auch ein Kulturkämpfer. Arbeitskur. Der neue Atle.

Die Novelle „Bei Jena" ist ein vorzügliches Beispiel Bleibtreuscher Schlachtenschilderung und der Kunst, aus der Darstellung weniger Einzelschicksale das Bild eines großen geschichtlichen Ereignisses erstehen zu lassen. — Die Stoffe der drei folgenden Novellen sind anderen Gebieten entnommen, aber mit der gleichen Kraft gestaltet.

Zeitgenössische Berichte über die Schlacht bei Leipzig vom 16.–19. Oktober 1813

Zusammengestellt und erläutert von Prof. Dr. Otto Eduard Schmidt. Mit einem Bild und einem Schlachtplan. Univ.-Bibl. Nr. 5526. Geh. 20 Pf., kart. 30 Pf., in Leinen 60 Pf.

Das gewaltige Drama der Völkerschlacht tritt uns hier in der Unmittelbarkeit der Schilderung durch Augenzeugen entgegen.

Fritz Reuter

Ut de Franzosentid

Erzählung. Herausgeg. u. eingeleitet von Prof. Dr. K. Theodor Gaedertz. Univ.-Bibl. Nr. 4641/42. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf.

Die hochpatriotische, von nationalem Hauch durchwehte Schöpfung war Reuters erste größere plattdeutsche Erzählung. Auf historischem Hintergrunde spielt sich eine fröhliche Geschichte ab.

Ludwig Häusser

Die Völkerschlacht bei Leipzig 1813

Neu herausgegeben von Dr. Mendheim. Mit Bild und 2 Schlachtplänen. Univ.-Bibl. Nr. 5525. Geheftet 20 Pf., kart. 30 Pf., in Leinen 60 Pf.

Eine Sonderausgabe des betreffenden Abschnittes aus der oben verzeichneten „Geschichte der Freiheitskriege". Volkstümlich und fesselnd geschrieben, auch für die reifere Jugend sehr geeignet.

Franz Ziegler

Landwehrmann Krille

Erzählung. Herausgegeben und eingeleitet von K. Pannier. Univ.-Bibl. Nr. 4937. Geheftet 20 Pf.

Eine schlichte Erzählung aus der Zeit nationaler Erhebung. In ihrem weiteren Verlauf gibt sie ein eindringliches Bild von der Not und dem Elend, die bei einem großen Teil des Volkes den Kriegsjahren folgten.

Joh. Wilda

Konsul Godars Kinder

Roman. Geheftet 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk.

„Mitten hinein in das Getümmel der napoleonischen Kriege führt Wilda den Leser in seinem vorzüglich geschriebenen, echt vaterländischen Roman. Mit kräftigen Strichen sind die wechselvollen Ereignisse der wenigen Tage, in denen sich dieser ganze großzügige Roman abspielt, geschildert, scharf und lebendig, spannend, packend alle die mannigfachen Abenteuer erzählt. Ein prächtiges Werk, das besonders auch der reiferen Jugend warm zu empfehlen ist."
(Leipziger Neueste Nachrichten.)

Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig • Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Jul. Arthur Fischer in Leipzig.